

Un seul monde
Un solo mondo

Eine Welt



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direction für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 2 / JUNI 2012
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch

Weder Krieg noch Frieden

Rund 1,5 Milliarden Menschen
leben in fragilen Staaten

Afghanistan: Aufbruch oder Rückfall?

Palästina: Hip-Hop statt Bomben

Inhalt

DOSSIER



6 FRAGILE STAATEN

Die alle und alles quälende Unsicherheit

Rund 1,5 Milliarden Menschen leben in fragilen und konfliktbetroffenen Ländern, was die Entwicklungszusammenarbeit vor immer neue Herausforderungen stellt

12 «Die Hilfe ist zur Akteurin im Konflikt geworden»

Der Ökonom Nishan de Mel aus Sri Lanka hinterfragt die Wirkung der Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit in seiner Heimat während des Krieges

14 Gleicher Inhalt, anderer Ansatz

Auch unter schwierigsten Umständen blieb die Schweiz in Nepal aktiv

16 Heikle Transition im Südsudan

Trotz Unabhängigkeit bleibt der Frieden zerbrechlich

17 Facts & Figures

HORIZONTE



18 Vorwärts in die Vergangenheit?

Afghanistan ist im Umbruch und steht vor der bangen Frage, was nach dem geplanten Abzug der Nato-Truppen in zwei Jahren geschieht

21 Aus dem Alltag von...

Marianne Huber, DEZA-Koordinatorin in Kabul

22 Mit 13 wurde ich verheiratet

Zahra Yaganah über ihr Leben und Engagement für Menschenrechte in ihrer Heimat

DEZA



23 Ein Notariatssystem für Kosovo

Die Schweiz unterstützt Kosovo bei der Ausbildung von Notaren und Notarinnen

24 Biolandbau – Bewährungsprobe in den Tropen

In Kenia, Indien und Bolivien führt das Schweizer Forschungsinstitut für biologische Landwirtschaft vergleichende Studien durch

FORUM



27 Humanitäre Hilfe ist keine Feuerwehr

Ein Interview mit Manuel Bessler, der seit letztem Jahr den Direktionsbereich Humanitäre Hilfe bei der DEZA leitet

30 Holz als Spielball von Macht und Korruption

Carte blanche: Die Nepalesin Rubeena Mahato über Erfolge und drohende Gefahren einer breit abgestützten Waldnutzung in ihrer Heimat

KULTUR



31 Hip-Hop und Graffitis statt Bomben

In Israel, Gaza und dem Westjordanland blüht, über alle Grenzmauern hinweg, eine eigenständige palästinensische Hip-Hop-Szene

3 Editorial

4 Periskop

26 Einblick DEZA

33 Service

35 Fernsucht mit Dodo Jud

35 Impressum

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



Alfred Lüthman/DEZA

Solidarisch und nützlich zugleich

In einer Welt, in der Güter, Menschen, Kapital und Informationen in nie gekannter Geschwindigkeit Landesgrenzen überschreiten, beeinflussen Vorgänge in entfernten Gegenden unsere eigene Zukunft immer stärker. Solidarität und eigene Interessen sind untrennbar geworden.

Wie kann die Schweiz in einer solch hochgradig verknüpften Welt am besten einen Beitrag für gute Perspektiven für alle leisten? Antworten auf diese Fragen gibt die Botschaft über die Internationale Zusammenarbeit 2013-2016, die der Bundesrat dem Parlament unterbreitet hat. Die Diskussionen versprechen, spannend zu werden.

Die Schweiz will sich verstärkt in Gebieten mit Konflikten und zerfallenden Staaten engagieren. Dort sind in den vergangenen Jahren keine Fortschritte bei der Überwindung von Armut gemacht worden. Als neutrales Land ohne koloniale Vergangenheit hat die Schweiz gute Voraussetzungen, auch in schwierigen Umfeldern solide Ergebnisse zu erzielen. Fragile Länder sind Ausgangspunkt von regionaler oder weltweiter Instabilität. Diese Anstrengungen sind deshalb auch eine Investition in unsere eigene Sicherheit.

Klimawandel, unkontrollierte Migration, Ernährungsunsicherheit, die Ausbreitung von Krankheiten, Wasser und Ressourcenknappheit beeinflussen die Entwicklungschancen armer Länder stark. Hier einen Beitrag zu leisten, wird für die DEZA in Zukunft wichtiger. Mit neuen Ansätzen, den Globalprogrammen, werden innovative Lösungen gefördert und zugleich die internationale Politik beeinflusst. Viele dieser Probleme können mit lokalen Programmen und Projekten nicht wirksam angegangen werden. Es ist offensichtlich, dass die Bewältigung grenzüberschreitender Risiken auch unsere eigenen Zukunftsperspektiven verbessern hilft.

Staatliche Dienstleistungen, etwa in den Bereichen Gesundheit und Bildung, sind wichtig, um die Lebensverhältnisse armer Bevölkerungsschichten zu verbessern. Für eine nachhaltige Überwindung von Armut ist aber das Engagement des Privatsektors wichtig. Die Zusammenarbeit mit dem Privatsektor wird für die zukünftige Entwicklungszusammenarbeit an Gewicht noch zunehmen.

Das sind einige der markantesten Neuerungen für die Zukunft der Internationalen Zusammenarbeit. Aber nicht alles wird sich ändern. Das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe ist weiterhin zentral. Bürgernahe, überschaubare Programme und auch eine enge Zusammenarbeit mit schweizerischen Nichtregierungsorganisationen bleiben ein Markenzeichen der schweizerischen Zusammenarbeit. Weiterhin werden wir uns in jenen Bereichen besonders engagieren, wo wir selber über starke Kapazitäten und Erfahrungen verfügen (Swissness). Es geht auch weiterhin darum, die Entwicklungsanstrengungen in einer begrenzten Anzahl von Schwerpunktländern zu fördern. Und wie bisher wird die Humanitäre Hilfe zum raschen Handeln vor Ort fähig sein. Die Länder Osteuropas werden weiterhin auf dem Weg in Richtung Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und Marktwirtschaft unterstützt.

Für alle, die sich für humanitäre Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit und Ostzusammenarbeit interessieren, ist die neue Botschaft des Bundesrats eine Pflichtlektüre und Fundgrube.

Martin Dahinden
Direktor der DEZA

Periskop



Patrick Escudero/hemis.fr/laif

Strom für Afrika

(gn) In Afrika ist nur eine Minderheit der Haushalte an ein Stromnetz angeschlossen. In Südafrika, wo die Elektrifizierung am weitesten fortgeschritten ist, sind es 65 Prozent

der Haushalte – in Ruanda und Tschad hingegen gerade mal fünf Prozent. Grund für die marginale Versorgung ist das Fehlen eines flächendeckenden Verteilnetzes, das die Zufuhr von elektrischem Strom auch über

weite Distanzen gewährleistet. Eine Neuentwicklung der ABB könnte hier Abhilfe schaffen. Mit der sogenannten HVDC-Technik wird Wechselstrom für den Transport über weite Strecken in Hochspannungs-Gleichstrom gewandelt. Mit dieser Methode transportiert die namibische Elektrizitätsgesellschaft NamPower bereits heute elektrischen Strom über eine fast 1000 Kilometer lange Strecke; für die Einspeisung ins namibische Verteilnetz wird er wieder in Wechselstrom zurückgewandelt. Dies ist wesentlich billiger als der Transport mittels konventioneller Wechselstromleitungen, weil unterwegs viel weniger Energie verloren geht und nur ein Leitungstrasse gebaut werden muss.

www.nampower.com.na

(Siehe: *Caprivi Links*)

Lauschangriff auf Schädling

(bf) Tierische Schädlinge – so schätzt die Welternährungsorganisation FAO – vernichten in Entwicklungsländern jährlich bis zu 360 Millionen Tonnen gelagertes Getreide und Saatgut. Die Verluste sind zu einem bedeutenden Teil auf Insektenbefall zurückzuführen. Agrartechnik-Forscher der Universität Kassel tüfteln nun an einem Messsystem, welches Schädlinge in Getreidelagern an ihren Geräuschen erkennen kann. Mit ihrem harten Aussenskelett erzeugen Schädlinge, wie etwa der Korn- oder der Bohnenkäfer, bei jeder Bewegung arttypische Geräusche. Dieser «Lärm» liegt zwar meist unter der menschlichen Hörschwelle, kann aber durch modernste Abhörtechnik präzise erfasst werden. Ein ausziehbarer Stab mit Sensor, der die Geräusche im Getreide misst, soll künftig den Schädlingsbefall in Silos und in offenen Getreidelagern frühzeitig erfassen und klassifizieren, damit

dieser anschließend optimal bekämpft werden kann.

www.uni-kassel.de

(Suche: *Lagerschädling*)

Virtuelle Kuhhebamme

(gn) Eine Art virtuelle Kuhhebamme, so umschreibt das Forbes-Magazin iCow eine Dienstleistung für Kleinbauern in Kenia, die zum besten App Afrikas sowie zum besten Agri App 2011 gekürt worden ist. Die Grundidee: Um die Milchleistung sowie die Fortpflanzung bei Kühen zu optimieren, müssen die Bauern bestimmte Termine einhalten. Oft ist es für sie aber schwierig, das Zeitmanagement von der Deckung einer Kuh bis zur Geburt des Kalbes im Auge zu behalten. Deshalb lancierte die kenianische Bio-Pionierin Su Kahumbu Stephanou im Rahmen des Wettbewerbs «Apps4Africa» 2010 die Idee für iCow: Für jede Kuh, die per Mobiltelefon registriert worden ist, erhält der Bauer regelmäßig die erforderlichen Informationen sowie weitere nützliche Hinweise. Die Plattform, deren Dienstleistungen nicht gratis sind, erfreute sich nach nur einem halben Jahr überaus grosser Beliebtheit und wird laufend ausgebaut. «Unsere Facebook-Seite ist ein Thriller», schwärmt Su Kahumbu Stephanou. «Sie hat sich mittlerweile zu einem landwirtschaftlichen Diskussionsforum entwickelt,



David Santiago Garcia/Aurore/laif

Casamance und ihre Mangrovenwälder

(jls) Vor 20 Jahren begann die Zerstörung der Mangroven in der Region Casamance im Süden von Senegal. Holzschlag, Strassenbau und Übernutzung der Austerbestände trugen dazu bei, dass grosse Teile des wäldlichen Ökosystems zum Schutz der Küsten beträchtlich beschädigt wurden. Die Folgen: Die Fischbestände gingen zurück und die Reisfelder begannen zu versalzen. Als die Dorfbewohner von Tobor den Wert der Wälder erkannten, beschlossen sie 2006, diese aufzuforsten. Unterstützt von Océanium, einer Ökoorganisation aus Dakar, pflanzten sie 65 000 Mangrovenbäume, die in salzhaltigem Wasser Wurzeln schlagen können. Weitere 428 Dörfer folgten dem Beispiel und forsteten ebenfalls auf. 2010 wurden rund 62 Millionen Mangrovenbäume gepflanzt. Die Océanium-Teams sensibilisieren die Bevölkerung, geben Saatgut ab und bilden Freiwillige aus. Wo sich der Mangrovenwald wieder ausbreitet, geht die Versalzung zurück, und die Böden lassen sich wieder kultivieren. Die Fisch- und Weichtierbestände regenerieren sich und Frauen finden ein Einkommen aus nachhaltiger Muschelzucht.



iCow



Zeichnung von Jean-Augagneur

Hilfe

das weit über die Viehzucht hinausgeht.»

www.iCow.co.ke

Biogas im Rucksack

(bf) Leicht, günstig und auf dem Rücken transportierbar: So soll sich künftig der Tagesbedarf an Energie für einen Haushalt präsentieren. Der neu entwickelte Biogasrucksack ist Baustein einer Strategie, mit der Forscher der Universität Hohenheim (D) die miteinander verbundenen Umwelt- und Energieprobleme in Entwicklungsländern in den Griff bekommen wollen. Gerade mal drei bis vier Kilogramm wiegt der einfache, kostengünstige Sack, mit dem eine Kleinbäuerin ihren Tagesbedarf an Energie in einer zentralen Biogasanlage innert einer Viertel-

stunde befüllen und anschließend nach Hause tragen kann. Dort wird dieser über einen Schlauch mit einer Lampe oder einem Kocher verbunden. In Äthiopien wurde der Biogasrucksack erfolgreich auf seine Praxistauglichkeit getestet. Die Nachfrage ist gross. Auch des-



Universität Hohenheim

halb, weil Holz, mit dem der Grossteil der bäuerlichen Bevölkerung seinen Energiebedarf deckt, immer rarer wird. So fanden sich denn auch wohlhabende Äthiopier, die bereit sind, Geld in das neue Biogassystem zu investieren.

www.uni-hohenheim.de

(Suche: *Biogasrucksack*)

Thermo-Pullis für Hirten

(gn) Yak-Butter und Pflanzenöl wärmen chinesische Hirten im rauen Klima: In Plastik eingegossen und in die traditionelle Kleidung eingewoben, entfalten sie durch das Wechselspiel zwischen flüssigem und festem Zustand eine optimale Thermowirkung. Wenn die Hirten schwitzen, nehmen Butter und Öl die überschüssige Wärme auf, das

heisst, sie schmelzen. Sobald keine Hitze mehr zugeführt wird, verfestigen sie sich wieder und geben dabei die gespeicherte Wärme ab. Die Eigenschaften solcher PCM's – Phase Change Materials – werden heute in verschiedenen Bereichen genutzt. Grosse Hoffnung setzt man auf solche Speichermedien, die Energieflüsse mittels Veränderung ihres Aggregatzustandes regulieren, auch für die Kühlung von Medikamenten. Gegenwärtig testet die Firma Sonoco eine sogenannte Greenbox, welche mit Hilfe von PCM's Impfstoff bis zu sechs Tage ohne Strom kühl halten kann.

www.greenboxsystems.com

Die alle und alles quälende Unsicherheit

Seit zwanzig Jahren steigt die Zahl fragiler oder von Konflikten betroffener Staaten. Institutionelle Ohnmacht, schlechte Gouvernanz und Unsicherheit untergraben ihre Entwicklung. Um in instabilen Kontexten wirksame Hilfe anzubieten und zur Befriedung beizutragen, muss die Entwicklungszusammenarbeit ihre Vorgehensweise anpassen. Von Jane-Lise Schneeberger.



DOSSIER

In fragilen Staaten prägen – wie hier in Nepal – Unsicherheit und Gewalt den Alltag

Seit Anfang der 1990er-Jahre haben zwischenstaatliche Kriege stark abgenommen. An ihre Stelle sind interne Konflikte getreten, die komplexer sind und verschiedenste Ursachen haben: seien dies ethnische, ideologische und religiöse Spannungen, oder etwa soziale Ungleichgewichte. Die daraus hervorgehenden Kämpfe schaffen immenses Leid unter der Bevölkerung und schwächen die betroffenen Staaten langfristig.

Kaum je kehrt mit dem Abschluss eines Friedensvertrags wieder Stabilität ein. Die meisten dieser Länder bleiben jahrelang im Würgegriff diverser Gewaltformen, die nicht selten mehr Tote fordern als der Konflikt an sich. Andere Staaten wiederum sind auch ohne überstandenen Krieg fragil, weil die Regierungsführung schwerwiegende Mängel aufweist. Dies ist der Fall in allen Staaten unter autokratischer Herrschaft oder etwa in Haiti, wo eine Serie von Naturkatastrophen die Schwächen der Institutionen noch akzentuiert hat.

Schlusslichter der Entwicklung

Je nach Kriterien gehören zwischen 30 und 50 Länder zur Kategorie der fragilen Staaten. Gemäss OECD ist ein Staat fragil, «wenn er nicht fähig oder willens ist, die zur Armutbekämpfung, Entwicklungsförderung, Bevölkerungssicherung und Einhaltung der Menschenrechte notwendigen Funktionen wahrzunehmen».

Rund 1,5 Milliarden Menschen leben zurzeit in einem solchen Umfeld und gehören damit zu den meist Benachteiligten der Erde. Fragile Staaten sind in ihrer Entwicklung stark zurückgeblieben: Unterernährung und Kindersterblichkeit sind doppelt so häufig, wie in anderen armen Ländern; die Chancen der Kinder auf Schulbildung sind dreimal kleiner. Bisher hat keines dieser Länder auch nur eines der acht Millenniums-Entwicklungsziele (MDG) erreicht.

An diesem Rückstand sind Qualität und Umfang der internationalen Hilfe nicht unschuldig. Bis zur Jahrtausendwende haben die Geber einen Bogen um fragile Staaten gemacht. Sie verwiesen auf Studien, wonach die Zusammenarbeit mit gut geführten Staaten effizienter ist.

Dem ist heute nicht mehr so, sagt Markus Heinger, Spezialist für Konflikte und Menschenrechte bei der DEZA: «Heute können wir gar nicht mehr ausschliesslich in stabilen Kontexten arbeiten, weil die Unsicherheit überall an Boden gewinnt.» Sind die Risiken nicht zu hoch oder verhindern Kampfhandlungen jegliche Entwicklungsarbeit, bleibt die DEZA in der Regel vor Ort und verstärkt wenn nötig ihre Sicherheitsmassnahmen.

Seit die internationale Gemeinschaft ihre Aufmerksamkeit auf diese Länder richtet, hat sich die

entsprechende Hilfe innerhalb von zehn Jahren mehr als verdoppelt. «Die Geber haben erkannt, dass ein fragiles oder konflikträchtiges Umfeld in hohem Mass zur weitverbreiteten Unsicherheit und Armut in diesen Ländern beiträgt», sagt Erwin van Veen, Friedens- und Sicherheitsanalytiker der OECD. «Ihre Motivation ist allerdings nicht nur uneigennützig. Die Industrieländer investieren auch Mittel, um die Auswirkungen dieser Krisen auf das eigene Land einzudämmen. Denn verwaarloste Staaten regen das organisierte Verbrechen, alle möglichen Schiebereien und Migrationsströme an – Phänomene also, die auch die Länder des Nordens in Mitleidenschaft ziehen.»



Gesunde Colombia/Franz Rippe

In Kolumbien befinden sich seit Beginn des bewaffneten Konflikts geschätzte 5,2 Millionen intern Vertriebene auf der Flucht

Zwei Jahren genügen nicht

2009 haben die Geberländer 46,7 Milliarden Dollar an fragile Staaten ausgerichtet, was 37 Prozent der öffentlichen Entwicklungshilfe entspricht. Die Hälfte dieser Summe konzentrierte sich auf nur gerade acht Länder: Afghanistan, Äthiopien, Pakistan, Palästinensergebiete, Irak, Demokratische Republik Kongo, Elfenbeinküste und Sudan.

Zwar hat der Umfang der Hilfe zugenommen, deren Qualität hingegen bleibt ungenügend. Viele Geber begnügen sich damit, Rezepte zu vermitteln, die anderswo gut funktioniert haben. Dabei

Was heisst fragil?

Eine Liste fragiler Staaten zu erstellen, ist heikel. Die meisten Länder lassen sich nur ungern als solche etikettieren, weil dann Investoren und Touristen ausbleiben. Die OECD verzichtet deshalb auf eine eigene Liste. Ihre jährliche Statistik der Hilfe an fragile Staaten beruht auf Listen anderer Organisationen. Die Weltbank zum Beispiel evaluiert Politik und Institutionen: Als fragil gilt ein Land, wenn seine Note auf einer Skala bis 6 unter 3,2 liegt. Eine Rangliste schwacher Staatlichkeit stellt die Brookings Institution in Washington auf. Die Carleton University in Toronto publiziert Indikatoren, aufgrund derer sich Konfliktrisiken abschätzen lassen. Im Jahr 2011 hat die OECD auf der Basis dieser drei Quellen 44 Staaten als fragil bezeichnet.



Ahed Izhman Photography

In Gaza und Westbank leben rund 1,7 Millionen Flüchtlinge und machen dort rund 40 Prozent der Bevölkerung aus

Die 10 Prinzipien

Die OECD-Prinzipien für internationales Engagement in fragilen Staaten sind:

1. Den Kontext als Ausgangspunkt nehmen.
2. Schaden vermeiden.
3. Die Staatsbildung als zentrales Ziel betrachten.
4. Die Prävention hat Vorrang.
5. Die Zusammenhänge von Politik-, Sicherheits- und Entwicklungszielen erkennen.
6. Nicht-Diskriminierung fördern als Basis für stabile Gesellschaften ohne Ausgrenzungen.
7. Massnahmen in unterschiedlichen Kontexten und Arten auf lokale Prioritäten ausrichten.
8. Praktische Koordinationsmechanismen zwischen internationalen Akteuren vereinbaren.
9. Schnell handeln – aber lange genug engagiert bleiben, damit sich Erfolge einstellen können.
10. Ausgrenzung vermeiden.

müssten sie ihre Interventionen dem Kontext anpassen. Dies ist denn auch eines der zehn Prinzipien für internationales Engagement in fragilen Staaten, die von den OECD-Mitgliedsstaaten 2007 verabschiedet worden sind.

Ein weiteres Prinzip ist das langfristige Engagement. Zahlreiche Geber setzen zwei- oder dreijährige Projekte um und ziehen sich dann zurück. «Die Strukturen eines Staats zu sanieren, ihm die Fähigkeit zur Ausübung seiner Funktionen wiederzugeben und das Vertrauen der Bevölkerung zurückzugewinnen, braucht einen langen Atem. Die Entwicklungsakteure müssten bereit sein, mindestens 25 Jahre vor Ort zu bleiben und sich nicht von momentanen Rückschlägen entmutigen zu lassen», betont Ségolène Adam, Projektleiterin Post-Konflikt-Transition bei der DEZA. Gemäss der Weltbank brauchen die schnellsten Länder nach einer langen Kriegsphase zwischen 15 und 30 Jahre, bis sich wieder eine annehmbare Regierungsführung etabliert hat, so etwa Mosambik nach dem Ende des Bürgerkriegs 1992.

Zwischen keinem und wenig Schaden

«Do no harm» (riche keinen Schaden an), ist das bekannteste der zehn Prinzipien: Entwicklungszusammenarbeit soll den Konflikt nicht schüren. Benoît Meyer-Bisch, Projektleiter Gouvernanz der

DEZA, fände die Formulierung «Do least harm» (riche möglichst wenig Schaden an) realistischer: «In der komplexen Situation fragiler Staaten hat Hilfe zwangsläufig auch negative Auswirkungen. Wir müssen dies zur Kenntnis nehmen und unsere Aktionen so planen, dass sie mehr nützen als schaden.» Das afghanische Parlament etwa hat 2009 ein Gesetz verabschiedet, das die Rechte schiitischer Frauen verletzt. Die DEZA analysierte die Situation, wog die Interessen ab und unterstützte schliesslich Vertreter von Menschenrechtsorganisationen, die dagegen opponierten und eine Gesetzesänderung erreichen konnten. Leider hat dieser Erfolg bei einer Demonstration, an der sich Aktivisten und Integristen gegenüberstanden, mehrere Todesopfer gefordert. Der Sache der Frauen aber hat er gedient.

Ein weiteres Prinzip fordert, Ausgrenzung zu vermeiden. Geber tendieren dazu, ihre Bemühungen auf bestimmte Länder, Regionen oder gesellschaftliche Gruppen zulasten anderer zu konzentrieren. Das Rascht-Tal in Tadschikistan gehört zu diesen Waisen der Entwicklungszusammenarbeit. Arm und vom Staat vernachlässigt, war es bis letztes Jahr eine Hochburg extremistischer Islamistengruppen. Die DEZA startet dort nun Projekte in den Bereichen Wasser und Gesundheit. «Überlässt man diese Bevölkerung sich selbst, hält man den



HCR/S. Shulman

Im Juni 2010 brach in Kirgistan ein innerethnischer Konflikt zwischen Kirgisen und Usbeken aus, der die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzte

Teufelskreis von Armut, Ausschluss und Gewalt in Gang. Solche Situationen begünstigen Manipulation und Propaganda. Wer dies ignoriert, nimmt das Risiko einer Destabilisierung des Landes in Kauf», befürchtet Véronique Hulmann, Leiterin der DEZA-Programme in der ehemaligen Sowjetunion.

Die zehn OECD-Prinzipien bilden die Basisinstrumente dessen, was die Entwicklungsagenturen unter konfliktensiblen Programmmanagement verstehen. Die Umsetzung lässt aber zu wünschen übrig. Studien haben gezeigt, dass die Geber ihre Praxis vor Ort bisher kaum geändert haben.

Bessere Qualität der Hilfe

Kürzlich nun wurde ein neuer Versuch zur Verbesserung der Hilfequalität gestartet. Er beruht auf der Erkenntnis, dass zum Erreichen der MDG der Frieden gefestigt, und der Staat gestärkt werden muss. Ab 2010 haben eine Gruppe von 19 fragilen Staaten – bekannt unter g7+ – und das Gros der Geber gemeinsame Ziele formuliert. Letztes Jahr verabschiedeten sie im südkoreanischen Busan den sogenannten New Deal. Dieser Plan empfiehlt insbesondere, die Legitimität des Staates durch den Abschluss politischer Übereinkommen unter Einbezug aller gesellschaftlicher Gruppen zu stärken. Auch regt er an, mehr für die Verbesserung der

Sicherheitslage, die Bekämpfung von Ungerechtigkeit sowie die Schaffung von Arbeitsplätzen zu tun.

In die gleiche Richtung zielt der von der Weltbank publizierte «World Development Report 2011»: «Um den Teufelskreis der Gewalt zu durchbrechen, müssen legitime Institutionen geschaffen werden, die Sicherheit, Gerechtigkeit und Arbeitsplätze gewährleisten können.» Die Weltbank räumt jedoch ein, dass die internationale Gemeinschaft schlecht für Herausforderungen gerüstet ist, die über die herkömmliche Entwicklungszusammenarbeit hinausgehen. «Die Geldgeber müssen sich neue Kompetenzen aneignen, beispielsweise Prävention von Waffengewalt, Vergangenheitsbewältigung oder Polizeireform», sagt Markus Heiniger. «Sie werden jedoch nicht von heute auf morgen zu Abrüstungsspezialisten oder können ohne Weiteres Sicherheitskräfte einsetzen.»

Risiken und Kosten teilen

In diesen Bereichen haben multilaterale Entwicklungsorganisationen mehr Interventionsmöglichkeiten als bilaterale Akteure. «Da sie die internationale Gemeinschaft als Ganzes vertreten, wirken sie unbefangen und können sich auch in sensible Bereiche wie Reformen des Gerichtswesens oder der Armee einbringen», unterstreicht Ségolène

Helfer im Visier

Als Kriege zwischen Staaten geführt wurden, schützte das internationale humanitäre Recht die Organisationen, welche den Opfern zu Hilfe eilten. Doch in den heutigen Konflikten werden internationale Regeln zunehmend missachtet. Die humanitäre Flagge ist keine Sicherheitsgarantie mehr, sondern wird oft zur Zielscheibe bewaffneter Gruppen oder extremistischer Milizen. Im Durchschnitt kommen jährlich rund 100 humanitäre Helfer ums Leben, dreimal so viele wie vor zehn Jahren. Ausserdem kommt es zu rund 40 Entführungen pro Jahr. Seit 2005 waren humanitäre Organisationen das Ziel von 180 schweren Angriffen in Afghanistan, knapp 150 im Sudan und rund 100 in Somalia.



Leben in Afghanistan: Oben ein Klassenzimmer in Bezirk Shoghnan in der Provinz Badakshan, rechts ein Einkaufscenter in Kabul kurz nach einem Anschlag



3rd Eye Photojournalism Center/Niaullah Muser

Konfliktsensibilisierung

Jeder Geldgeber sollte die Perspektive des Konflikts in Konzept und Umsetzung seiner Programme einbeziehen. Eines der Instrumente, neben den zehn OECD-Prinzipien, ist eine regelmässige Situationsanalyse. Sie zielt darauf ab, Dynamik, Akteure und Streitobjekte des Konflikts zu verstehen, und erlaubt die Programme so anzupassen, dass sie keine negativen Auswirkungen haben, sondern vielmehr zur Friedensförderung beitragen. In ihrem konfliktsensitiven Programmmanagement sensibilisiert die DEZA auch ihre Mitarbeitenden, damit diese mit ihrem Verhalten und ihrer Kommunikationsweise bestehende Spannungen nicht verstärken.

Adam. Wird die Hilfe über solche Organisationen abgewickelt, lassen sich ausserdem die Risiken teilen: «In einem fragilen Umfeld ist die Kapitalrendite nicht hundertprozentig garantiert. Von einem neuen Staat wie Südsudan kann man nicht verlangen, dass er sofort eine transparente Buchhaltung vorlegt. Aber die Unterstützung muss ja irgendwann einsetzen.»

Ausserdem übersteigen die Bedürfnisse bei Weitem die Finanzkraft bilateraler Geldgeber, ja sogar der UNO. «Es kostet ungeheuer viel», so Ségolène Adam, «eine ganze Verwaltung, ein Gesundheitssystem oder Sicherheitskräfte auf die Beine zu stellen. Einzig die Entwicklungsbanken können den Neustart eines Staates finanzieren. Die UNO-Agenturen verfügen ihrerseits über das in heiklen Bereichen notwendige Fachwissen.» Deshalb hat die DEZA 2010 einen Treuhandfonds geschaffen, der die Zusammenarbeit zwischen UNO und Weltbank in fragilen Staaten fördert.

Der integrierte Ansatz

Entwicklungszusammenarbeit ist nicht das einzige internationale Instrument, das in einem fragilen Umfeld eingesetzt wird. Not leidende Bevölkerungsgruppen werden von der humanitären Hilfe unterstützt, Diplomaten nehmen an der po-

litischen Beilegung von Konflikten teil und Armeeangehörige tragen zur Friedenssicherung bei. Wichtig ist, dass die Geberländer verwaltungsintern einen integrierten Ansatz verfolgen (siehe auch Interview S. 27).

Einen solchen praktiziert die Schweiz insbesondere in der Region der Grossen Seen in Afrika. Bis 1990 war sie dort nur in der Entwicklungszusammenarbeit aktiv. Dann setzte – als Reaktion auf die Bedürfnisse nach den Kriegen in Ruanda, Burundi und der DR Kongo – humanitäre Hilfe ein. In den stark von Gewalt geprägten Perioden setzte die Entwicklungszusammenarbeit ihre Projekte aus. Ab 1998 kamen Mediatoren zum Einsatz, um den Friedensprozess in Burundi und Kongo zu fördern. Inzwischen ist es in der Region wieder relativ ru-



Zandra Persson



Sven Torfinn/afp

Noch immer leidet Ruanda unter den Nachwirkungen des Völkermords: Der Versöhnungsprozess ist fragil, Alkoholismus und häusliche Gewalt sind überproportional hoch

hig, das humanitäre Engagement hat abgenommen und ist von der Entwicklungszusammenarbeit abgelöst worden; die Diplomatie unterstützt den Friedensprozess. «Wenn der integrierte Ansatz gut läuft, zieht sich die Schweiz nie völlig aus einer fragilen Region zurück. Je nach Entwicklung dosiert sie die verschiedenen Instrumente ihrer Aussenpolitik», erklärt Giorgio Bianchi, Projektleiter für die Grossen Seen.

Gegen doppelte Diskriminierung

Akzeptieren die eidgenössischen Räte die neue Strategie 2013 bis 2016 der internationalen Zu-

sammenarbeit, erhöht die DEZA ihre Hilfe an fragile Staaten um 15 bis 20 Prozent. Bestimmte bestehende Programme werden ausgeweitet, insbesondere in Westafrika. Andere werden neu starten, so in Myanmar und am Horn von Afrika, für das zurzeit ein integrierter Ansatz erarbeitet wird.

Das stärkere Engagement der Schweiz, so Markus Heiniger, zielt einerseits auf mehr Fortschritt hin zu den MDG und soll andererseits einer doppelten Diskriminierung zuvorkommen: «Die bereits in grosser Armut lebende Bevölkerung fragiler Staaten leidet überdies unter den direkten Auswirkungen der Waffengewalt.» Seiner Meinung nach verfügt die DEZA über mehrere Trümpfe, um effizient zu helfen: Sie gilt als unparteiisch, hat keine politisch-strategischen Hintergedanken, engagiert sich langfristig und verfügt bereits über Erfahrung in der Unterstützung fragiler Staaten: «Unsere Programme haben gezeigt, dass sich auch in schwierigen Umgebungen gute Resultate erzielen lassen. Auch wenn es länger dauert und etwas mehr kostet als in stabilen Ländern.» ■

(Aus dem Französischen)

Spielfeld des organisierten Verbrechens

Das Fehlen staatlicher Kontrolle und die Durchlässigkeit der Grenzen begünstigen die Entwicklung krimineller Aktivitäten in fragilen Regionen. So haben Rebellen Gruppen ihre Kriege in Sierra Leone, Liberia oder in der DR Kongo über den illegalen Verkauf von Diamanten finanzieren können. In Zentralamerika morden Gangs mit Verbindungen zum Drogenhandel vor den Augen der Polizei. In Somalia haben ehemalige Fischer in der Piraterie eine neue Beschäftigung gefunden. Die Sahelländer sind zu einer Drehscheibe für alle möglichen Schiebereien (Drogen, Waffen, Migranten etc.) geworden, gleichzeitig häufen sich im islamischen Maghreb Anschläge und Entführungen durch extremistische Islamistengruppen wie Al Kaida.

«Die Hilfe ist zur Akteurin im Konflikt geworden»

Während des Kriegs zwischen der srilankischen Armee und den tamilischen Separatisten stand die internationale Hilfe stark unter Kritik. Gemäss dem Ökonomen Nishan de Mel haben die Geber wegen «konfliktsensibler Prinzipien» Entscheide gefällt, die von der Bevölkerung als ungerecht und diskriminierend empfunden wurden. Interview mit Jane-Lise Schneeberger.



Der Sri-Lankese **Nishan de Mel** hat in Harvard und Oxford Wirtschaft studiert und in Oxford doktoriert. Von 1996 bis 2000 arbeitete er in Sri Lanka am Institute of Policy Studies. Anschliessend unterrichtete er sieben Jahre lang in Oxford. Nach der Rückkehr in seine Heimat leitete er das International Center for Ethnic Studies. Heute ist er Direktor von Vérité Research, einem Zentrum, das für zahlreiche lokale und internationale Kunden Recherchearbeit leistet. Im Auftrag mehrerer europäischer Geber hat Nishan de Mel mit drei weiteren Experten im vergangenen Jahr eine politstrategische Evaluation Sri Lankas vorgenommen. Analysiert wurden insbesondere die Wirkung der Entwicklungszusammenarbeit auf Wirtschaft und Politik sowie die Gefahr eines Rückfalls in die Gewalt.

Shivantha Vagapala/NRF/Reuters/latif



Weil die internationale Hilfe zahlreiche Ungerechtigkeiten duldet, schürte sie gemäss Nishan de Mel den Konflikt anstatt ihn abzubauen

«Eine Welt»: Welche Art Hilfe erhielt Sri Lanka während des Kriegs?

Nishan de Mel: Bis zu Beginn der 1980er-Jahre finanzierten die Geldgeber vor allem den Bau von Infrastrukturen. Als der Krieg ausbrach, verbot die Regierung den Transport von Ausrüstungen und Material in die tamilischen Gebiete, um zu verhindern, dass die Rebellen damit militärische Zwecke verfolgen konnten. Deshalb wandten sich die Geber weniger technischer Unterstützung zu – Ausbau der Kapazitäten, Friedensförderung, humanitäre Hilfe – und stellten effiziente Programme für psychosoziale Hilfe an Kriegsoffer bereit. Die internationale Hilfe wies aber so grosse Mängel auf, dass sie, statt Spannungen abzubauen zur Akteurin im Konflikt wurde.

Wie lässt sich das erklären?

Die meisten Geldgeber verwalteten ihre Program-

me nach dem Prinzip der Konfliktsensibilisierung und überprüften, ob ihr Eingreifen adäquat war oder die Spannungen zu erhöhen drohte. Leider hat diese Methode zu keinen schlüssigen Resultaten geführt, weil sie auf einem subjektiven Ansatz beruht. Niemand kann die Wirkung einer Entwicklungsaktion oder die Reaktion der Bevölkerung darauf vorhersehen. Die verwendeten Kriterien liessen einen zu grossen Interpretationsspielraum zu und führten zu Entschlüssen, die leicht als willkürlich zu apostrophieren waren.

Welche denn zum Beispiel?

Die Entwicklungsagenturen konzentrierten ihre Hilfe auf die umkämpften tamilischen Gebiete im Norden und Osten des Landes. Die Singalesen empfanden dies als ungerecht, einseitig und diskriminierend. Während des Waffenstillstands von 2002 bis 2005 wurden die Tamilen noch stärker

unterstützt. Die ausschliesslich auf Konfliktprävention konzentrierten Geber gingen davon aus, nur so lasse sich der Friedensprozess vertiefen. Sie sagten sich: Wenn wir sie gut behandeln, greifen sie nicht wieder zu den Waffen. Daraufhin begann die Guerilla, ungestraft Dutzende von Armeemembern zu ermorden. Die Geber waren nicht in der Lage, ihre Hilfe als Druckmittel einzusetzen, um die Waffenstillstandsbrüche zu verhindern. Sie duldeten zahlreiche Ungerechtigkeiten, um ein Wiederaufflammen des Konflikts zu vermeiden. Gerade diese Ungerechtigkeiten aber schürten den Konflikt. Als der Krieg wieder einsetzte, versuchten die Geber, die Regierung dazu zu bewegen, die Militäroperationen zu sistieren. Sie unternahmen hingegen nichts, um die Rebellen zu bremsen. Damit verstärkte sich der allgemeine Ein- druck, sie arbeiteten gegen die Machthaber.

Welche Beziehungen unterhielten sie zur Regierung?

Diese verschlechterten sich zusehends und waren am Ende des Kriegs miserabel. Die Regierung verhielt sich ausländischen Gebern gegenüber extrem misstrauisch, schränkte deren Bewegungsfreiheit ein und kontrollierte die Verteilung der Hilfsgüter in Zusammenarbeit mit lokalen Organisationen wieder selbst. Sie warf den westlichen Agenturen

«Gewinnt die
Gerechtigkeit
an Boden, ist auch
der Frieden
auf dem Vormarsch.»

öffentlich Unterstützung der Guerilla vor. Was nicht ganz falsch war; manche machten aus ihrer Sympathie für die Rebellen keinen Hehl und folgten dem natürlichen Hang, die Unterdrückten zu unterstützen.

2006 wurden in diesem Klima 17 Mitglieder einer humanitären Organisation aus Frankreich umgebracht. Steckte da die Regierung dahinter?

Mit absoluter Bestimmtheit lässt sich das nicht behaupten; die Regierung hat aber alle unabhängigen Ermittlungen verhindert und sich damit quasi selbst verdächtig gemacht. Wenn sie eine so abscheuliche Tat tatsächlich begehen konnte und

trotzdem weiterhin die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hatte, dann nur deshalb, weil die Hilfe sehr suspekt geworden war. Die Geber waren von der Rechtmässigkeit ihres Tuns so überzeugt, dass sie nicht bemerkten, wie ihre Glaubwürdigkeit von Tag zu Tag dahinschwand.

Gibt es einen Ansatz, der bessere Resultate verspricht als die Konfliktsensibilisierung?

Für mich sollte alle Hilfe im Hinblick auf ihre Ge-



rechtigkeit überdacht werden. In seinem Buch «Die Idee der Gerechtigkeit» entwickelt der indische Nobelpreisträger Amartya Sen eine ausgezeichnete Theorie, die als Grundlage eines effizienten Mechanismus dienen könnte. Betrachtet man die Hilfe allein aus der Perspektive des Konflikts, ist die Vermeidung zusätzlicher Spannung das Ziel. Unter dem Blickwinkel der Gerechtigkeit dagegen, wird man klare und im gesellschaftlichen Bereich objektiv messbare Ziele festlegen. Darüber, was Gerechtigkeit einfordert, herrscht ein allgemeiner Konsens. Niemand wird bestreiten, dass Hilfe den Alltag der Menschen verbessern, den Ärmsten zugutekommen, keine Diskriminierung schaffen soll usw. Auch zur Konfliktreduktion ist die Bekämpfung von Ungleichheit das beste Mittel. Gewinnt die Gerechtigkeit an Boden, ist auch der Frieden auf dem Vormarsch.

Gemäss diesen Kriterien müsste man ja auch den Tamilen helfen, sind sie doch die Unterdrückten?

Eine auf Gerechtigkeit basierende Analyse käme vielmehr zum Schluss, dass man die sozial Schwächsten unterstützen muss. Selbstverständlich gehören dazu Tamilen aus dem Norden und Osten des Landes, aber nicht nur. Auch in anderen Regionen gibt es verarmte Gemeinschaften. Manche sind tamilisch, andere singhalesisch. Doch Hilfe von aussen haben sie bisher praktisch keine erhalten. ■

(Aus dem Englischen)

Blutiger Kampf um Unabhängigkeit

In Sri Lanka leben 74 Prozent Singhalesen und 18 Prozent Tamilen, letztere vorwiegend im Norden und Osten des Landes. Seit der Unabhängigkeit im Jahr 1948 bestehen Spannungen zwischen den zwei Bevölkerungsgruppen. In den 1970er-Jahren radikalisierten sich die jungen Tamilen aufgrund der singhalesischen Dominanz und setzten sich mit Waffengewalt für einen unabhängigen Staat ein. Offiziell begann der Krieg zwischen der Regierungsarmee und den Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE) im Jahr 1983. Nach und nach kontrollierte die marxistisch geprägte Guerilla ein beträchtliches Gebiet im Nordosten der Insel. 2002 wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, drei Jahre später brach der Krieg erneut aus. Er endete 2009 mit der Niederlage der LTTE und forderte zwischen 80 000 bis 100 000 Tote.

Gleicher Inhalt, anderer Ansatz

Während des Kriegs in Nepal von 1996 bis 2006 hat die Schweiz kein einziges ihrer Zusammenarbeitsprojekte eingestellt, sie jedoch der Situation angepasst. Parallel dazu hat sie auf diplomatischer Ebene friedensfördernde Aktivitäten entwickelt. Heute begleiten diese beiden Instrumente ihrer Aussenpolitik den Übergang zur Demokratie.



Stephane Pemsel/InvisionAR

Geeinte Geber

2003 publizierten rund zehn in Nepal aktive Geber operative Richtlinien mit den Zielen ihres Engagements und der Art, wie die Hilfe umgesetzt werden soll. Darin verpflichten sie sich, den am meisten benachteiligten Bevölkerungsgruppen transparent und unparteiisch zu einem besseren Los zu verhelfen. Im Gegenzug mussten die Krieg führenden Parteien bestimmte Mindestbedingungen garantieren: «Wir akzeptieren weder Gewalt, Entführung, Bedrohung oder Einschüchterungen gegenüber unseren Teams», unterstreicht das in 14 Punkten abgefasste Dokument. Oder weiter: «Wir akzeptieren nicht, wenn unsere Hilfe für militärische oder politische Zwecke eingesetzt wird.» Diese gemeinsame Erklärung wurde landesweit verbreitet und diente als Grundlage für den Dialog der Geber mit der Regierarmee und den maoistischen Rebellen.

(jls) Das Gefälle innerhalb der in zahlreiche Kasten und Ethnien zersplitterten nepalesischen Gesellschaft ist gross. Manche Bevölkerungsgruppen wie Frauen, Dalits (Unberührbare), landlose Bauern und ethnische Minoritäten werden systematisch von der Gesellschaft ausgeschlossen. Diese Diskriminierungen und die endemische Armut sind die eigentlichen Ursachen eines Kriegs, der 13 000 Menschenleben gefordert hat. Mit ihrer Auflehnung gegen die Monarchie wurde die maoistische Partei 1996 zum Sammelbecken aller Verlierer.

Bereits damals hatte die DEZA langjährige Erfahrung in der Entwicklungszusammenarbeit mit

Nepal. Seit den 1950er-Jahren fördert sie die Entwicklung der ländlichen Gebiete. Ihre zahlreichen Projekte betrafen gemeinschaftliche Waldbewirtschaftung, Berufsbildung und den Bau von Hängebbrücken und Strassen. «Der Kriegsausbruch hat uns völlig überrumpelt. Wir hatten die Vorboten übersehen», erinnert sich Elisabeth von Capeller, Leiterin der Abteilung Südasien bei der DEZA. «Die Entwicklungszusammenarbeit beschäftigte sich damals allerdings noch kaum mit der Zerbrechlichkeit von Staaten.»

Quoten, Partizipation und Transparenz

Die DEZA entschied, trotz der Kämpfe, die sich

über das ganze Land ausbreiteten, vor Ort zu bleiben. Zunächst traf sie Massnahmen, um die Sicherheit der Mitarbeitenden aus den eigenen Reihen und von Partnerorganisationen zu gewährleisten. Grosse rote Fahnen mit weissem Kreuz wurden auf den Fahrzeugen befestigt. Während der ganzen bewaffneten Auseinandersetzung unterliessen es die Krieg führenden Parteien, dieses Emblem zu ihrer Zielscheibe zu machen.

Anschliessend führte die DEZA konflikt sensible Prinzipien bei der Umsetzung ihrer Programme ein, aufgrund derer alle Interventionen angepasst wurden. «Am Inhalt der Projekte haben wir nichts geändert, vielmehr an der Art der Umsetzung. Wir wollten bei den Ursachen des Konflikts ansetzen, den Ungleichheiten», erläutert Elisabeth von Capeller.

So wurde der Bau von Brücken und Strassen weitergeführt, aber Quoten in das Programm eingebaut: Fortan mussten mindestens 60 Prozent der Begünstigten zu diskriminierten Gruppen gehören. Im selben Geist wurde dafür gesorgt, dass ausgegrenzte Bevölkerungsteile voll in die Planung und Umsetzung der Entwicklungsaktivitäten einbezogen waren. Ausserdem erhielten alle Projekte eine psychosoziale Komponente, damit Traumatisierte oder Gewaltopfer unterstützt werden konnten. Damit sich keine der Bevölkerungsgruppen benachteiligt fühlte, war völlige Transparenz gefragt. Aus diesem Grund liess die DEZA in den Dörfern regelmässig öffentliche Versammlungen abhalten. Dabei wurde die Bevölkerung präzise über die gesprochenen Beträge und deren Verteilung informiert. Alle diese Massnahmen sind bis heute in Kraft.

Sozialer und politischer Konflikt

Ab 2004 nahm das Schweizer Kooperationsbüro in Nepal regelmässig Situationsanalysen vor und kam zum Schluss, dass der Konflikt eine soziale und eine politische Komponente aufweist. Die Entwicklungszusammenarbeit kann Einfluss auf soziale Probleme nehmen, der politische Konflikt hingegen erfordert eine ungleich andere Art von Intervention. Deshalb wurde das DEZA-Team in Kathmandu um einen Friedensförderungsberater der Abteilung Menschliche Sicherheit des EDA ergänzt.

«Ohne Frieden ist keinerlei Entwicklung möglich. Und ohne Entwicklung gibt es keinen Frieden. Wichtig war, gleichzeitig an diesen beiden Aspekten zu arbeiten», ruft Elisabeth von Capeller in Erinnerung. Der Schweizer Mediator konnte sich auf langjährige DEZA-Kontakte stützen. Er erleichterte den Dialog unter den kriegführenden Parteien und nahm an den geheimen Verhandlungen

teil, die 2006 zur Unterzeichnung eines Friedensvertrags führten. Zusätzlich zu den laufenden Programmen startete die DEZA mehrere Initiativen zum Schutz der Menschenrechte und zur Förderung guter Regierungsführung. Nepal ist das erste Land, in dem die Schweiz mehrere ihrer ausserpolitischen Instrumente im Rahmen einer gemeinsamen Strategie eingesetzt hat.

Langer Weg zu Stabilität und Demokratie

Weil sie ihre Aktivitäten aufrecht hielt, konnte die



Georgie Tarasch/Wair

Zur konflikt sensiblen Umsetzung von Entwicklungsprojekten gehören auch die völlige Transparenz und präzise Informationen für alle Bevölkerungsgruppen

DEZA auch während des Kriegs zur Armutsreduktion beitragen. Zwischen 1999 und 2010 hat sie beispielsweise rund 160 Kilometer Landstrassen und 675 Hängebrücken finanziert, was 1,9 Millionen Menschen einen besseren Zugang zu Spitälern, Schulen und Märkten ermöglicht.

Einen dauerhaften Frieden herzustellen, wird jedoch noch eine Weile dauern. Noch immer sind bewaffnete Gruppen aktiv, Kriegsverbrechen bleiben ungesühnt und Diskriminierungen haben nicht abgenommen. Die Schweiz begleitet Nepal in dieser heiklen Übergangsphase, indem sie ihr Hauptaugenmerk auf Friedenskonsolidierung und Stärkung staatlicher Strukturen richtet. Nach dem Sturz der Monarchie 2008 wurde das Land zu einer demokratischen Bundesrepublik. Allerdings blockieren hartnäckige interne Unstimmigkeiten die Verabschiedung einer Verfassung und den Aufbau der im Friedensvertrag vorgesehenen Institutionen. ■

(Aus dem Französischen)

Heikle Transition im Südsudan

Nach jahrzehntelangem Bürgerkrieg hat der Südsudan seinen Unabhängigkeitstraum verwirklicht. Der Frieden aber bleibt äusserst zerbrechlich. In diesem heiklen Umfeld setzt sich die Schweiz auf mehreren Ebenen beim Aufbau des neuen Staates ein: mit humanitärer Hilfe, Entwicklungszusammenarbeit, Diplomaten und einem Militärteam.



«Noch immer kehren im Südsudan ehemalige Kriegsflüchtlinge nach wochenlanger Zugfahrt halb verhungert und verdurstet aus dem Norden zurück»

Trotz Erdöl arm

Die Aufteilung der Erdöleinkommen zwischen Südsudan und Sudan ist überaus konfliktrichtig. Rund 85 Prozent der Vorkommen liegen im Südsudan. Die Raffinerien und die für den Rohöltransport nach Port Sudan am Roten Meer notwendigen Pipelines hingegen gehören zum Sudan. Für den neuen Staat, der keine anderen Einkommensquellen hat, sind diese Exporte überlebenswichtig. Die Verhandlungen sind bei der Höhe der Transit- und Zollgebühren stecken geblieben, die Khartoum verlangt. Solange Südsudan nichts vom Erdölsegen hat, gehört das Land zu den ärmsten der Erde. Über 80 Prozent der Einwohner leben unter der Armutsgrenze, 90 Prozent sind Analphabeten. Nur 34 Prozent der Einwohner haben Zugang zu Trinkwasser und bloss 15 Prozent zu sanitären Einrichtungen.

(jls) Der seit dem 9. Juli 2011 unabhängige Südsudan ist praktisch auf Trümmern gebaut. Zwei lange Kriege gegen den Norden haben seine Entwicklung gelähmt. Um die enormen Herausforderungen zu meistern, benötigt er langfristige internationale Hilfe. «Nachdem sie während Jahren Katastrophenhilfe leisteten, können die Geber nun auch mit einer Entwicklungsperspektive arbeiten. Wichtig ist, Kapazitäten vor Ort zu schaffen», sagt Martin Jaggi, stellvertretender Leiter der Abteilung Afrika des DEZA-Bereichs Humanitäre Hilfe. Doch der Weg ist lang: «Sofern der Südsudan nicht wieder in Gewalt versinkt, braucht er auch so mindestens zwei oder drei Generationen, um autonomer zu werden.»

Wasser als Konfliktquelle

Die DEZA konzentriert ihr Engagement auf Nord-Bahr el Ghazal, eine relativ stabile Provinz an der Grenze zum Sudan. Die humanitäre Hilfe befasst sich insbesondere damit, die Wasserversorgung sicherzustellen; dem Südsudan fehlen sowohl die Infrastruktur als auch das nötige Wissen. Zunächst müssen Brunnen erneuert oder gegraben werden, dann brauchen die Dörfer Unterstützung, um Unterhaltsdienste einzurichten. Das Projekt zielt auch darauf ab, das Wasserversorgungs-Management der Lokalbehörden zu stärken. Für den Fall neuer Flüchtlingsströme oder von

Überschwemmungen hält sich die DEZA bereit, Katastrophenhilfe in der Trinkwasserversorgung zu leisten.

Im Entwicklungsbereich unterstützt die DEZA insbesondere das Projekt «Farmer Field School» der UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation zur Verbesserung der Ernährungssicherung, der Einkommen und der Lebensqualität von Kleinbauern.

Integration der Stammesfürsten

Die Abteilung Menschliche Sicherheit des EDA, die sich im Friedensprozess engagiert hat, ist im Südsudan weiterhin aktiv. So unterstützt sie etwa die Schaffung eines Rats der Stammesfürsten in den Provinzen. Ziel ist die Integration der traditionellen Gerichtsbarkeit in moderne staatliche Strukturen, um die Beilegung von Konflikten zu erleichtern.

Schweizer Diplomaten sind überdies bei der Ausarbeitung der neuen Verfassung und der Schaffung der Zentralbank und einer neuen Währung aktiv. Das Eidgenössische Militärdepartement wiederum führt Kurse über internationales humanitäres Recht für die Offiziere der südsudanesischen Armee durch. ■

(Aus dem Französischen)

Facts & Figures

Links

Weltentwicklungsbericht 2011:
www.worldbank.org, (Suche: WDR 2011)

OECD-Dossier über die Unterstützung fragiler Staaten:
www.oecd.org, (Suche: Topics, Development, Conflict and Fragility)

Gruppe der fragilen Staaten:
www.g7plus.org

«Human Security Report» 2009/2010:
www.hsrgroup.org

Bureau for Crisis Prevention and Recovery:
www.undp.org/bcpr

Ausgabe 2011 des «Global Burden of Armed Violence»
www.genevadeclaration.org, (Suche: measurability)

Haben Sie gewusst, dass...

...rund 1,5 Milliarden Menschen, mehr als ein Fünftel der Weltbevölkerung, in fragilen oder kriegführenden Staaten leben?

...rund 90 Prozent der Bürgerkriege der letzten zehn Jahre in Ländern ausgetragen wurden, die bereits in den vergangenen 30 Jahren einen solchen Konflikt erlebten?

...Jahr für Jahr über 526 000 Menschen der Waffengewalt zum Opfer fallen – drei Viertel davon in Ländern, die nicht von einem Konflikt betroffen sind?

...sich in 14 Ländern – die Hälfte davon liegen in Zentral- oder Lateinamerika – die Gewaltexzesse häufen?

...es Ende 2009 wegen Konflikten, Gewalt oder Verstößen gegen die Menschenrechte rund 42 Millionen Vertriebene gab?

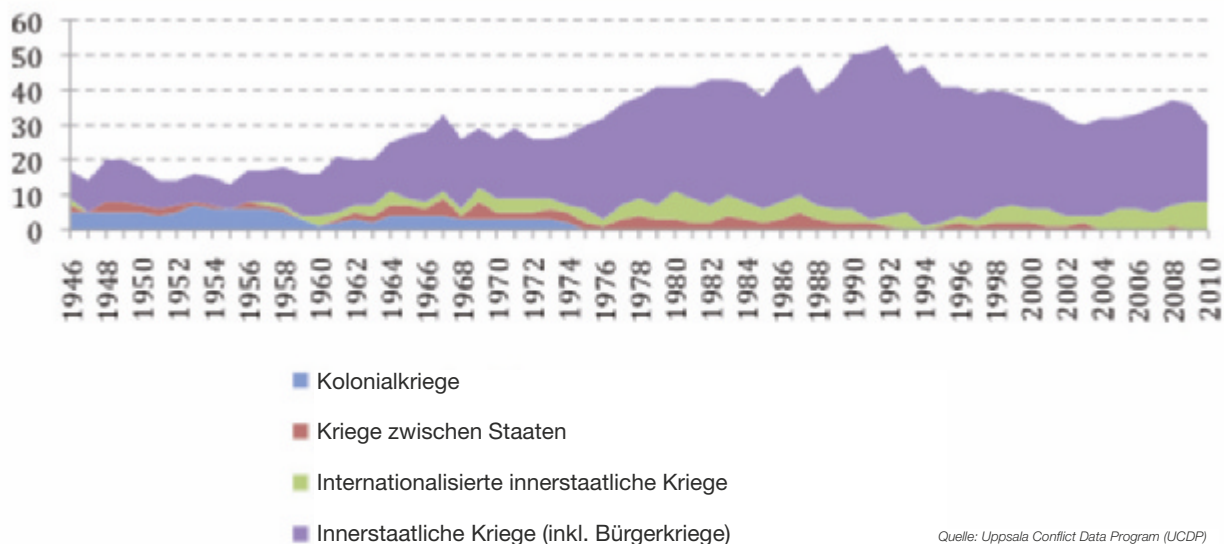
«Zwar verhilft uns die Gruppe g7+ in der internationalen Diskussion zu einer gemeinsamen Stimme, doch möchten wir diesen Club lieber heute als morgen verlassen.»
Olivier Kamitatu, Planungsminister in der Demokratischen Republik Kongo, über die Beteiligung seines Landes an der Gruppe fragiler Staaten (Gruppe g7+)

«Generationen junger Menschen sind mit nichts als Konflikten und Gewalt aufgewachsen. Ausdruck davon ist etwa die Tatsache, dass im Gegensatz zu Kindern andernorts, Osttimors Kinder nicht auf Kinderschaukeln gespielt haben.»
Emilia Pires, Finanzministerin von Osttimor



Giorgio Tanaschi/af

Bewaffnete Konflikte 1946-2010



Quelle: Uppsala Conflict Data Program (UCDP)

Vorwärts in die Vergangenheit?

Seit dem Sturz des Taliban-Regimes im Jahr 2002 ist Afghanistan im Umbruch: So entstanden etwa Universitäten, wurden Krankenhäuser gebaut und die Frauen erhielten ein eigenes Ministerium. Doch ob all der Fortschritte und Hoffnungen beschäftigt ein Grossteil der Bevölkerung und insbesondere auch die Frauen die bange Frage, was nach dem bevorstehenden Abzug der Nato-Truppen in zwei Jahren geschehen wird. Von Agnes Tandler, Kabul*.



HORIZONTE

Chang W. Lee/NYTimes/ist

Einst verboten, heute selbstverständlich: Gemischte Schulklassen in Kabul und Frauen im öffentlichen Dienst (rechts)

Das winzige Versteck ist noch da, in dem Abida Azizi heimlich unterrichtete. Eine steile, verwinkelte Steintreppe führt in einen dunklen Kellerraum. Immer noch hängen Landkarten und Schultafeln an den unverputzten Wänden. Das mit roten Teppichen ausgelegte Klassenzimmer misst kaum mehr als sechs Quadratmeter.

Hier hat die afghanische Lehrerin über vier Jahre lang insgesamt mehr als 240 Kinder unterrichtet

und so dem Verbot der Taliban getrotzt, das den Frauen das Arbeiten und den Mädchen den Schulbesuch untersagte. «Ich habe fest dran geglaubt, dass die Taliban nicht ewig an der Macht bleiben werden», sagt Abida Azizi über die Zeit vor zehn Jahren, an die sie sich noch lebhaft erinnert.

Die heute 40-Jährige hatte 1996 gerade angefangen, als Lehrerin zu arbeiten, als die radikal-islamischen Taliban Frauen und Mädchen in die Häu-

ser verbannten und das Tragen der Burka – dem Ganzkörperschleier, der nur winzige Sichtlöcher vor den Augen freilässt – zur Pflicht machten. Doch Abida Azizi beschloss, sich zu wehren, so gut es eben ging: «Ich hatte ständig Angst. Aber ich habe mir gesagt, dass ich etwas Gutes mache, selbst wenn die Taliban mich erwischen sollten und bestrafen würden.»

Versteckte Schulbücher

Viermal am Tag kamen die Mädchen und Buben zu ihr in das kleine Haus in einem armen Viertel in Kabul. «Wir haben den Kindern gesagt, dass sie ihre Bücher so einschlagen sollen wie den Koran.» Die Koran-Schrift gilt als heilig: Um das Buch vor Regen, Staub und Schmutz zu schützen, wird es in Afghanistan deshalb oft in bunte Tücher eingewickelt.

Einmal war die «illegale» Lehrerin der Entdeckung nahe. Eine Gruppe von Taliban klopfte an ihre Tür und verlangte, die Männer im Haus zu sehen. «Ich habe ihnen gesagt, dass niemand daheim sei, worauf sie wieder gegangen sind.» Die Taliban, davon ist Abida Azizi überzeugt, wussten von der Schule, wollten jedoch nicht direkt gegen sie vorgehen, weil die Nachbarschaft den Unterricht gut und wichtig fand.

Dennoch wurde die Lehrerin während des Taliban-Regimes zweimal öffentlich geschlagen. Einmal sass sie im Bus, hatte eines ihrer Kinder auf dem Schoß und deshalb ihre Beine ein wenig gespreizt. Die Taliban verprügelten sie daraufhin wegen unzüchtigem Verhalten. Ein andermal ging sie wie immer in der Burka aus dem Haus, als eine Gruppe von Taliban sie umstellte. «Weil mein Kleid zu sehen sei, schlugen sie mich mit einem Kabel», erzählt die fröhliche, hübsche Frau mit den lebhaften Augen.

Quote und Ministerium für Frauen

Heute muss Abida Azizi keine Angst mehr haben, wenn sie eine Schule leitet. Afghanistan hat sich in den letzten zehn Jahren rapide verändert. Krankenhäuser, Universitäten, Unternehmen, Radio- und Fernsehstationen sind entstanden. Die Hauptstadt Kabul hat sogar Shopping-Malls und einen neuen Flughafen.

Das Land hat ein Frauenministerium und eine gesetzlich festgeschriebene Frauenquote im Parlament. Es gibt eine Menge privater Schulen und Universitäten, die Frauen und Mädchen offen stehen. Über sieben Millionen Kinder besuchen eine Schule. Nach dem Ende des Taliban-Regimes waren es weniger als eine Million.

Die afghanische Regierung hat seit 2003 über 97 Millionen Lehrbücher gedruckt und verteilt. Die

Zahl der Lehrer hat sich von 20000 auf 164000 erhöht – 30 Prozent der Lehrkräfte sind weiblich. Doch trotz aller Fortschritte, Afghanistan gehört insbesondere für Frauen immer noch zu den gefährlichsten Ländern der Erde. Gewalt, Missbrauch und Zwangsheirat sind weit verbreitet, gehören zum Alltag. Die Lebenserwartung afghanischer Frauen liegt bei nur 44 Jahren. Das bettelarme Land hat weltweit die zweithöchste Sterblichkeitsrate von Müttern.

Auch die Geburtenrate ist nach wie vor hoch: Eine Frau bekommt in ihrem Leben im Schnitt 6,5 Kinder, oft ist sie bei ihrer ersten Schwangerschaft selbst



Katherine Kwiat/Reuters/eur

noch ein Kind. Mehr als 80 Prozent der Afghaninnen können weder lesen noch schreiben. Und nur knapp 40 Prozent aller Mädchen gehen überhaupt irgendwann einmal zur Schule.

Inzwischen gibt es zwar eine Reihe von Gesetzen, die Frauen schützen sollen, doch diese werden nur selten angewendet. So beschloss beispielsweise das Parlament vor zwei Jahren, Gewalt gegen Frauen gesetzlich zu verfolgen, doch gemäss der UNO sind bislang nicht mehr als 100 Fälle verfolgt worden. «Der Grossteil der jungen Mädchen und Frauen, mit denen ich zu tun habe, wissen nichts von solchen Rechten», sagt Fatana Ishaq Gailani, die Leiterin des Afghanistan Women Council. «Wir haben eine sehr schwache Regierung. Sie kümmert sich nicht um das Leben von Frauen.»

Afghanistan in Kürze

Name

Islamische Republik Afghanistan

Hauptstadt

Kabul

Fläche

652 230 km²

Einwohner

29,8 Millionen

Ethnien

45% Paschtunen
27% Tadschiken
9% Hazaren
9% Usbeken
4% Aimaken
3% Turkmenen
2% andere

Durchschnittsalter

18,2 Jahre

Sprachen

49 Sprachen und über 200 verschiedene Dialekte
Amtssprachen: Loja Dschirga Persisch («Dari») und Paschtu

Exportprodukte

Opium, Früchte und Nüsse, handgewobene Teppiche, Wolle, Baumwolle, Felle, Halbedel- und Edelsteine





Julien Charrier/epaif

In Afghanistan fehlt in grossen Bevölkerungskreisen das Bewusstsein, dass auch Frauen Rechte haben

Frauen-Netzwerk

Samira Hamidi ist Leiterin des Afghanischen Frauen-Netzwerkes, einer Frauenrechtsorganisation, die seit vielen Jahren in Afghanistan aktiv ist. Die 32-Jährige verbrachte die Zeit unter dem Taliban-Regime zusammen mit ihren Eltern als Flüchtling im Nachbarland Pakistan. Die Rückkehr in die Heimat 2002 war ein Schock. «In Kabul gab es keinen Strom, die Wasserversorgung war schlecht», erinnert sie sich. Die Familie kam bei Verwandten unter, das Haus der Eltern war im Krieg zerstört worden. Samira Hamidi fand eine Anstellung beim Innenministerium. Ihre Aufgabe war es, Frauen zu finden, die Polizistinnen werden wollten. Doch das Taliban-Regime hatte deutliche Spuren hinterlassen. Frauen zu finden, die in den Polizeidienst gehen wollten, wo sie statt der Burka eine Uniform tragen mussten, war schwierig. Seit drei Jahren arbeitet Samira Hamidi nun für das Afghan Women's Network und setzt sich dabei ganz allgemein für die Stellung der Frauen in der Gesellschaft ein.
www.afghanwomennetwork.af

Wenn es kalt ist, schmerzen die Wunden

«Es gibt noch viel zu tun», findet auch Abida Azizi. Die systematische Missachtung von Frauen sei mit dem Sturz der Taliban nicht verschwunden. «Viele Menschen in Afghanistan wissen nichts über die Rechte von Frauen, insbesondere nicht in den ländlichen, konservativen Gegenden, wo der Grossteil der Bevölkerung lebt.» Doch auch in Kabul fehle es an Bewusstsein, dass auch Frauen Rechte haben und nicht bloss Waren sind, mit denen beliebig verfahren werden kann: «Wenn ich im Khair Khana-Viertel einen Mann frage, ob seine Frau arbeiten gehen darf, wird man mich auf der Stelle verprügeln.»

Abida Azizi sitzt barfuss auf einem dicken Polstersofa in ihrem Haus in Kabul. Afghanistans Winter sind hart und lang. Der einzige Bukhari, ein Eisenofen, in dem Sägespäne verfeuert werden, steht im anderen Zimmer des Hauses, wo sich der Rest der Familie aufhält.

Abidas Mann verdient ein wenig Geld als Bankangestellter. Es reicht knapp, um die achtköpfige Familie zu ernähren. 2001, als das verhasste Taliban-Regime fiel, schlug eine Bombe nachts in ihr Haus ein. Die Explosion trennte ihrem Mann das rechte Bein ab. Auch sie selber wurde verwundet. Wenn es kalt ist, schmerzen die alten Verletzungen noch heute.

Nagende Ungewissheit

Nach dem Sturz der Taliban baute die einstige Lehrerin ein Institut für Englisch und Computer im Shah-e-Now-Viertel in Kabul auf. Doch nach sechs Jahren musste sie es wegen finanzieller Probleme wieder schliessen. Es sei schwierig, Mittel und Sponsoren zu finden, wenn man kein Englisch spreche, sagt sie. Ihr Elan ist ungebrochen. Vor Kurzem hat sie mit ihrer Familie den Abfall in den engen Gassen ihres Viertels gesammelt. «Man muss

sich doch kümmern», sagt sie. Die Nachbarn waren erstaunt, reagierten misstrauisch auf die Aktion.

Es sei nicht einfach, etwas zu verändern, meint Abida. Manchmal sei es schon sehr schwer, nicht den Mut zu verlieren. Erst recht, wenn sie sich ärgert – etwa über die ausufernde Korruption, die fast alle Teile des Lebens in Afghanistan erfasst und auch vor Schulen und Universitäten nicht Halt macht: «Viele Mädchen und Jungen lernen mit grossem Eifer und hoffen dann auf einen Job in einem Ministerium. Doch die Regierung hat keine Jobs für sie.» Sie erzählt von Leuten, die Schmiergelder an die Schulleiter zahlen, um gute Zeugnisse und dann eine Stelle in einer Behörde zu bekommen. Das sei der Alltag hierzulande. «Talent, Können und Erfahrung bedeuten nichts», sagt Abida Azizi resigniert.

Und wie sieht die Zukunft Afghanistans aus? Bei diesem Thema wird die engagierte Frau sehr ernst. Es gebe immer noch grosse wirtschaftliche Probleme, sagt sie. Und was passiere, wenn 2014 wie geplant die NATO ihre Truppen aus Afghanistan abzieht, wisse sie nicht zu sagen – und spricht dann doch ihre wohl grösste Befürchtung aus: «Wenn sich die Situation weiter verschlechtert, werden vielleicht die Taliban zurückkehren.» Die Leute, prophezeit sie, würden dann wieder Angst haben, die Mädchen in die Schule zu schicken. ■

**Agnes Tandler ist Südasien-Korrespondentin für verschiedene deutschsprachige Zeitungen und bereist Afghanistan regelmässig.*

Aus dem Alltag von... Marianne Huber, DEZA-Koordinatorin in Kabul

Mein Arbeitsalltag ist geprägt von vielen Sitzungen, Treffen und Besprechungen. Entweder intern in unseren Büros in Kabul oder extern bei unseren Partnerorganisationen wie etwa der UNO, mit denen wir gemeinsam Projekte durchführen. Andererseits halte ich es trotz der fragilen Sicherheitslage für absolut wichtig, unsere Projekte und Leute vor Ort mindestens einmal pro Jahr zu besuchen, Veränderungen zu prüfen und die Realitäten der Bevölkerung kennenzulernen. Für diese Reisen fliegen wir in die jeweiligen Distriktzentren unserer Projektgebiete. Von dort aus können wir uns dann zum Glück recht gut über Land bewegen. Ich kenne übrigens kein anderes Land, welches mit so vielen grandiosen Landschaften gesegnet ist wie Afghanistan.

Nach wie vor sind die Lebensbedingungen der Menschen hier sehr prekär, insbesondere ausserhalb der Städte. Das Bildungswesen etwa befindet sich trotz Fortschritten immer noch in einem desolaten Zustand. So gibt es zwar in ganz Afghanistan rund 14000 Schulen. Doch nur rund die Hälfte davon hat ein Schulhaus. Bei den anderen sitzen die Schü-



DEZA

Unsere Herausforderung besteht unter anderem darin, dass wir in Regionen aktiv sind, die immer wieder von Naturkatastrophen betroffen sind. Vergangenen Winter zum Beispiel litten 3 Millionen Menschen unter den Konsequenzen der achten Dürre in 11 Jahren. Katastrophenprävention ist daher ein wichtiger Ansatz in unserem Programm. So wieso: Am meisten Freude bereitet mir meine Arbeit, wenn ich sehe, dass etwas ganz konkret zustande kommt. Etwa wenn zwischen unseren Leuten vor Ort und der Lokalbevölkerung eine vertrauensvolle Zusammenarbeit entsteht.

Ich wohne in einem gut geschützten Botschafterquartier in einer ruhigen Seitenstrasse. Mein hübscher Garten mit Rosen, Sonnenblumen und verschiedenen Fruchtbäumen ist eine kleine Oase in der Millionenstadt Kabul. Bis ins Büro sind es nur wenige Gehminuten. Dabei werde ich von meinem Chowkidar (Wächter und Gärtner) begleitet. Im öffentlichen Raum trage ich immer ein Kopftuch und einen langen schwarzen Mantel. Damit unterscheide ich mich nur wenig von Afghaninnen und fühle mich gut geschützt. Unser Bewegungsspielraum ist allerdings wegen der nach wie vor herrschenden Unsicherheit sehr eingeschränkt – unbeschwertes Herumflanieren ist nirgends möglich. Bewegung verschaffe ich mir mit Yoga und Home-trainer.

Gesamthaft gesehen führen wir ein stark von den Sicherheitsbestimmungen geprägtes Leben. Deshalb ist es wichtig, in regelmässigen Abständen rauszugehen und die Batterien wieder aufzuladen. Dies mache ich am liebsten in der schönen Schweiz. ■

(Aufgezeichnet von Beat Felber)

«Am meisten Freude bereitet mir meine Arbeit, wenn ich sehe, dass etwas ganz konkret zustande kommt.»

lerinnen und Schüler oft draussen unter einem Baum. Die Lehrerinnen und Lehrer wiederum sind oft kaum ausgebildet. Bildung ist daher einer unserer Programmschwerpunkte.

Wir sind überzeugt, dass gute Ausbildung für Mädchen und Buben langfristig einer der wirkungsvollsten Wege ist, dass diese Gesellschaft – traumatisiert von 30 Jahren Krieg und Unsicherheit – einer besseren, würdigeren Zukunft entgegen gehen kann. Darüber hinaus braucht es ein langfristiges Engagement, damit die Menschen ihre von Kriegszeiten verschütteten und verunmöglichten Fähigkeiten und Fertigkeiten wieder erwerben und gesellschaftlich nutzbar machen können.

Längerfristig engagiert

Nach dem Sturz des Taliban-Regimes im Jahr 2001 hat sich die Schweiz vorwiegend mit humanitärer Hilfe für besonders anfällige Bevölkerungsgruppen wie intern Vertriebene, nach Afghanistan Zurückgekehrte und Flüchtlinge in Iran und Pakistan engagiert. Seit 2004 hat sich das Programm sukzessive zu einem längerfristigen Engagement zugunsten der Entwicklung und des Wiederaufbaus des Landes gewandelt, insbesondere durch eine gute Regierungsführung, die Einhaltung der Menschenrechte sowie verbesserte Lebensbedingungen benachteiligter Bevölkerungsgruppen.

www.deza.admin.ch/afghanistan

www.swiss-cooperation.admin.ch/afghanistan/

Mit 13 wurde ich verheiratet

Seit zwei Jahren arbeite ich bei «Menschenrechte und Demokratie», einer Nichtregierungsorganisation. Theater ist ein wichtiges Medium unserer Arbeit. Wir arbeiten dabei primär mit Opfern des jahrzehntelangen Kriegs in unserem Land. Wir wollen ihre expressiven Fähigkeiten und Selbsthilfekräfte stärken. Und mit der Gründung von Opfervereinigungen und ihrer gegenseitigen Unterstützung wollen wir als Fernziel einer Übergangsgerechtigkeit auf die Beine helfen. Unter dem Titel «Tresor der Erinnerungen» sammeln wir Dokumente der Kriegsoffer, um damit einmal Anklagen und Gerichtsverfahren unterstützen zu können.

Theater ist in verschiedenen fragilen Ländern erfolgreich eingesetzt worden. In dem Sinn glauben auch wir an eine hellere und gerechtere Zukunft. Aber die Situation im Land ist zum Verzweifeln, ökonomisch und politisch. Es gibt keinen Willen zur Veränderung und immer noch herrschen Clan-Denken und einengende Traditionen vor. Es gibt zwar grosse Budgets der internationalen Gemeinschaft für die Demokratisierung des Landes, aber die weichen Aspekte wie Menschenrechte haben nicht wirklich Fortschritte gemacht.

Während dem Krieg gegen die Sowjets flohen meine Eltern in den Iran – irgendwo unterwegs kam ich zur Welt. Im Iran konnte ich die Schule besuchen. Als ich 13 war, wurde ich verheiratet, da meine konservativen Eltern fanden, eine Tochter soll nicht zu lange zuhause bleiben. Mit 14 gebar

ich mein erstes Kind, eine sehr schwere Geburt. Wenige Jahre später starb das Kind. Dann erfuhr ich, dass mein Mann drogenabhängig war. Es folgten sehr schwere Jahre. Weitere Kinder kamen zur Welt. Wir waren extrem arm. Ich setzte meine Ausbildung fort und arbeitete gleichzeitig von früh bis spät, um das Geld für den Haushalt zusammenzubringen. Wenn ich nicht arbeitete, verprügelte mich mein Mann.



Zahra Yaganah ist Mitarbeiterin der

Organisation Afghanistan Human Rights and Democracy Organization AHRDO (www.ahrdo.org). Die 29-Jährige ist alleinstehend und lebt mit ihren Kindern in Kabul.

Im Jahr 2005 wurden wir durch die UNO wieder nach Afghanistan zurückgeführt. Kaum angekommen, verschlimmerte sich unsere Situation noch, denn Drogen waren sehr einfach zu erhalten. Weil die Vorstellungen der Taliban noch omnipräsent waren, war es viel schwieriger für mich, zu arbeiten. Irgendwie gelang es mir dann, mich von meinem Mann zu trennen. Doch meine Kinder blieben bei ihm. Kurze Zeit später verschwand mein Mann, ging

zurück in den Iran. Die Schwiegereltern schoben mir die Kinder wieder zu, da sie nicht für ihren Unterhalt aufkommen wollten. «So lange, wie dein Mann weg ist», sagten sie.

Später landete ich an einem Ort, von dem die Verwandten nichts wussten: in einem Haus für Frauen ohne Mann. Allmählich wurde ich ruhiger. Ich kam in Kontakt mit der Menschenrechtskommission und erfuhr, dass es internationale Konventionen gibt, und dass ich ein Recht auf meine Kinder habe. Das gab mir Kraft. Ich fing an, hier und dort zu arbeiten und stiess schliesslich zu dieser NRO. Hier war es dann, dass ich mit vielen Frauen zusammenkam, die ähnlich Schlimmes erlebt hatten. Zusammen drückten wir es aus und suchten gegenseitig nach Lösungen für ein besseres Leben. Wir sind dabei aber auch mit sehr viel Ablehnung konfrontiert. Denn Frauen, die Theater spielen, werden als nicht seriös betrachtet und sind damit auch nicht geschützt.

Nun gehen meine Töchter zur Schule, sie lernen Englisch. Auch ich bilde mich noch weiter. Schwierig ist die Wohnsituation – eine Frau allein kann sich einfach nirgends sicher fühlen. Und wenn ich an die Zukunft von Afghanistan denke, bin ich sehr pessimistisch. Sollten die Zeiten schwieriger werden, werde ich hier keinen sicheren Ort mehr haben. ■

(Originalsprache: Dari)



Ein Notariatssystem für Kosovo

Auf Kosovos erste Notare wartet viel Arbeit. Bisher kannte der seit 2008 unabhängige Staat weder notarielle Fachkräfte noch deren Dienstleistungen. Mit Unterstützung der Schweiz wurden die notwendigen Voraussetzungen für das neue Angebot aufgebaut. Nun muss es in die Praxis überführt werden.



Martin Poemmerer/afp

Die Überschreibung von Land und Immobilien ist in Kosovo dank Notaren einfacher als auch schon

(gn) Im Herbst 2011 feierte Kosovo seine ersten 10 Notarinnen und 38 Notare. Für den jungen Staat war es ein historischer Moment, als sie nach einjähriger Ausbildung und strengen, von lokalen und internationalen Gremien ausgearbeiteten und kontrollierten Prüfungen, ihre Diplome entgegennehmen konnten. Damit war man einen entscheidenden Schritt weiter mit der Einführung eines funktionierenden Notariatssystems.

Bereits 2006 hatte die damalige Verwaltungsorganisation für den Kosovo UNMIK das Institut international des Hautes études Notariales IHN in Lausanne für Unterstützung bei der Erarbeitung eines Notariatsgesetzes angefragt. Zwei Jahre später gelangte das Justizministerium des inzwischen unabhängigen Staates Kosovo erneut an die Spezialisten aus der Schweiz. Diesmal ging es um die Umsetzung des Gesetzes. Da das Notariatswesen für Kosovo etwas völlig Neues ist, mussten zuerst Fachleute ausgebildet und lizenziert werden, die nun im Rahmen eines «Modellbüros» in Pristina erste Praxiserfahrungen sammeln.

«Eine einmalige Sache», schwärmt Anne Moulin, Programmbeauftragte für Kosovo bei der DEZA. «In unserer Arbeit kommt es selten vor, dass man

den Aufbau einer neuen Institution von den allerersten Anfängen an begleiten kann.» Die DEZA finanziert das Projekt seit 2008 und noch bis 2014 mit insgesamt zwei Millionen Franken. Ein bescheidener Aufwand, gemessen an den Wirkungen, die man sich vom Notariatssystem erhofft.

Enorme Pendenzen

Bis jetzt waren in Kosovo auch für unbestrittene juristische Geschäfte die lokalen Gerichte zuständig. Dies führte zu einer notorischen Überbelastung – mittlerweile spricht man von einem Pendenzenberg von über 200 000 Fällen. Entsprechend gross ist die Hoffnung, dass die Notare möglichst bald die rein administrativen Fälle, wie etwa Landverschreibungen, übernehmen und so Druck von den Gerichten wegnehmen können.

Bis es soweit ist, muss das Justizministerium die Gebühren für die notariellen Dienstleistungen festlegen. Zudem unterstützt das IHN die Notare beim Aufbau ihrer Büros sowie einer Berufsorganisation. Die grösste und wichtigste Herausforderung wird aber sein, das notarielle Serviceangebot bei der künftigen Kundschaft bekannt zu machen, und Vertrauen in das neue System zu schaffen. ■

Grosse Verantwortung

«Die Etablierung des Notariatssystems war Teil der Rechtsreform. An uns ist es nun, dieses umzusetzen und eine Notariats-tradition und -praxis aufzubauen. Besonders wichtig ist, dass das Notariatssystem nun Fuss fasst und wir so den kosovarischen Bürgerinnen und Bürgern bestmöglich helfen können.»

Die 36-jährige Juristin Arbena Shehu schloss den ersten Ausbildungskurs für Notare mit dem besten Examen ab.

Biolandbau – Bewährungsprobe in den Tropen

Auf der nördlichen Hemisphäre wurde der wissenschaftliche Nachweis für die Vorteile und Stärken des Biolandbaus längst erbracht. Wie steht es aber in den Tropen? Ein Systemvergleich auf Feldern in Kenia, Indien und Bolivien soll fundierte Antworten liefern.



Im indischen Narmada Tal werden in einer zweijährigen Fruchtfolge die Erträge von Baumwolle, Weizen und Soja ausgewertet

(gn) Viele Kleinbauern im Süden können sich weder den Kauf von Dünger noch Pflanzenschutzmitteln leisten. Sie sind Biobauern aus Not. Ganz im Gegensatz zu Biobäuerinnen und -bauern hierzulande: Für sie rechnet sich der ökologische Anbau – nicht nur, weil sie ihre Produkte dank Bio-Label besser verkaufen können. Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass die biologische Landwirtschaft zu einer Verbesserung der Bodenqualität und der Biodiversität führt, was sich positiv auf die Erträge auswirkt.

Die Resultate langjähriger Vergleichsstudien, die das Forschungsinstitut für Biologischen Landbau FiBL mit Sitz im aargauischen Frick in der Schweiz durchführt, können allerdings nicht eins zu eins in die Tropen übertragen werden. Im warmen Klima zersetzt sich organisches Material im Boden schneller; allgemein herrscht eine viel grössere Dynamik, was das Pflanzenwachstum sowie die Verbreitung von Schädlingen, Krankheiten und Unkraut angeht.

Ernteerträge und Produktionskosten

Seit Jahren setzen zahlreiche Entwicklungsagenturen, Forschungsinstitute und NRO für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Kleinbauern auf ökologische Landwirtschaft. Dazu gibt es viele Erfolgsgeschichten, allerdings wurde bisher nie systematisch überprüft, ob Biolandbau für die Betroffenen tatsächlich der optimale Ansatz sei. Ein langfristig angelegter Systemvergleich, bei dem Forscher, landwirtschaftliche Berater und Bauern eng zusammenarbeiten, soll nun wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse bringen: Auf Testfeldern in Kenia, Indien und Bolivien werden ortsübliche Kulturen nebeneinander, aber mit unterschiedlichen Methoden angebaut.

In Kenia zum Beispiel testet und vergleicht man verschiedene biologische und konventionelle Anbausysteme von Gemüse und Mais. «Wichtige Faktoren sind einerseits die Ernteerträge, andererseits auch die Produktionskosten. Was für den Bauern schliesslich zählt, ist der Erlös», sagt Dionys Forster



Während in Kenia (links) biologische und konventionelle Anbausysteme von Gemüse und Mais getestet werden, stehen in Bolivien verschiedene Anbaumethoden für Kakao im Zentrum des Interesses

vom FiBL, der das Forschungsprojekt leitet. In Indien wählte man das Narmada Tal als Testregion, wo sich die Schweizer Stiftung bioRe im Bereich Biobaumwolle engagiert. Hier werden, nach einem ähnlichen Muster wie in Kenia, in einer zweijährigen Fruchtfolge die Erträge von Baumwolle, Weizen und Soja ausgewertet. In Bolivien schliesslich stehen verschiedene Anbaumethoden für Kakao im Zentrum des Interesses. «Wir wollen mit diesen Systemvergleichen nicht nur herausfinden, welche Methode nachhaltigste Erträge und den optimalen Erlös bringt, sondern gemeinsam mit den Bauern auch Lösungen für biospezifische Probleme formulieren», umschreibt Dionys Forster die Ziele des Projekts. Dabei könne man im Biolandbau durchaus auf Erfahrungen aus Europa zurückgreifen. Wichtig sei aber, betont Forster, dass in jedem Fall die ortsspezifischen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden.

Veränderungen langfristig

Weil die Vor- und Nachteile der verschiedenen Anbaumethoden erst im langfristigen Vergleich zum Tragen kommen, rechnet man mit einer Versuchsdauer von rund zwanzig Jahren. Insbesondere die Entwicklung der Bodenfruchtbarkeit, die wichtigste Komponente einer nachhaltigen Landwirtschaft, braucht viel Zeit.

Fünf Jahre nach Start des Projekts, sind die Forscher deshalb noch zurückhaltend mit der Interpretation der bereits erhobenen Daten. Erfahrungsgemäss sind die Erträge bei der Umstellung von konventioneller auf Biolandwirtschaft in den ersten Jahren eher etwas enttäuschend, bis sich das System eingespielt hat. In den Tropenprojekten scheint man diesen Tiefpunkt nun überwunden zu haben: «Wir haben erste Indikatoren, dass sich auf den Bioparzellen die Bodenfruchtbarkeit verbes-

sert hat», sagt Forster. Dies dürfte sich längerfristig positiv auf die Ernteerträge und den Erlös auswirken.

Experimentierfreudige Kleinbauern

«Ob Biolandbau oder andere nachhaltige Methoden die besseren Resultate erzielen, spielt für uns eine untergeordnete Rolle», sagt Markus Bürlü von der DEZA, die sich mit einem Betrag von jährlich 400 000 Franken am Projekt beteiligt. Im Zentrum ihres landwirtschaftlichen Engagements steht die Förderung von Kleinbauern, die 70 Prozent der globalen Nahrungsmittelproduktion verantworten.

Mit dem Langzeitversuch möchte die DEZA dazu beitragen, dass sich Kleinbauern über wissenschaftlich belegte Vor- und Nachteile der jeweiligen Produktionsmethoden informieren, und aufgrund dieser Kenntnisse die für ihre Produktions- und Lebensverhältnisse angepasste Anbaumethode wählen können. Diese ist allerdings nur einer von verschiedenen Faktoren. Auch Landrechte, Nachernteverluste oder der Zugang zu Märkten spielen eine wichtige Rolle.

Dennoch waren es die innovativen Biomethoden, die den Agronomen Bürlü anlässlich seines Feldbesuchs in Kenia ganz besonders beeindruckt haben: «Insbesondere die Bäuerinnen sind äusserst experimentierfreudig. Sie haben gelernt, wie Mist und Kompost am effizientesten eingesetzt werden können, und stellen eigene ökologische Pflanzenschutzmittel her. Eine Bäuerin hat ihren Hühnern gar selbst gemachte Vitaminprodukte verfüttert.» ■

Übergreifende Zusammenarbeit

Der vom FiBL und seinen Partnern im Süden initiierte Systemvergleich in den Tropen wird von Wissenschaft, Entwicklungsorganisationen und Wirtschaft gemeinsam getragen. Finanzierungspartner des vorläufig auf zwölf Jahre angelegten Forschungsprojekts sind die DEZA, der Liechtensteinische Entwicklungsdienst LED, der Coop Fonds für Nachhaltigkeit sowie die Stiftung BioVision. Die wissenschaftliche Leitung und Koordination liegt beim FiBL. Die wichtigsten Partner für die Projektumsetzung sind das Institute of Insect Physiology and Ecology (icipe) in Kenia, die bioRe India Association und die Remei AG in Indien sowie Ecotop S.R.L., die Universität San Andres und die Fundación PIAF-El Ceibo in Bolivien www.systems-comparison.fibl.org www.fibl.org

Einblick DEZA



Umfassende Botschaft (mqs) Für die Sommer- und Herbstsession hat der Bundesrat dem Parlament eine umfassende Botschaft zur Internationalen Zusammenarbeit für die Periode 2013 bis 2016 vorgelegt. Diese fasst erstmals die Aufgaben der Humanitären Hilfe, der Entwicklungszusammenarbeit, der wirtschafts- und handelspolitischen Massnahmen im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit sowie der Ostzusammenarbeit in einer Vorlage zusammen. Es geht dabei um ein Verpflichtungsvolumen von insgesamt 11,35 Milliarden Franken. Mit der Verabschiedung dieses Betrages wird es möglich sein, die Mittel der öffentlichen Entwicklungshilfe bis 2015 auf 0,5 Prozent des Bruttonationaleinkommens (BNE) zu erhöhen. Für dieses Ziel hat sich das Parlament im Februar 2011 ausgesprochen, womit sich die Schweiz im Mittelfeld der OECD-Länder positioniert. Oberstes Ziel der neuen Botschaft bleibt die Armutsreduktion. Die Schweiz engagiert sich künftig verstärkt in fragilen und konfliktbeladenen Kontexten und leistet einen Beitrag zur Bewältigung globaler Herausforderungen, welche die Perspektiven armer Länder stark beeinträchtigen.
www.deza.admin.ch
(Suche: Botschaft 2013-2016)

Recycling für Cochabamba (bm) Bolivien produziert täglich 4782 Tonnen feste Abfälle, wovon 4160 Tonnen in Städten. Knapp 2,8 Prozent werden wiederverwertet, rund 60 Prozent ist organischer Abfall. Werden die Abfälle unter freiem Himmel in Gruben gelagert, sondern sie schädliche Substanzen ab, insbesondere Treibhausgase. Mit dem Regenwasser wiederum versickern diese Substanzen. Zur Reduktion der Umwelt- und Gesundheitsrisiken hat



die DEZA zusammen mit Swisscontact in Cochabamba ein neuartiges Projekt lanciert. Sie finanziert eine Müllverwertungsanlage, in der die 200 Tonnen organischen Abfälle, die bei 600 000 Einwohnern täglich anfallen, in natürlichen Dünger und in den erneuerbaren Energieträger Biogas umgewandelt werden. Für die DEZA ist es das erste derartige Projekt in Bolivien. Stellt es sich als erfolgreich heraus, könnten weitere Städte folgen.
Laufzeit: 2012 bis Ende 2013
Budget: 700 000 CHF

Stipendien für den Balkan (mpe) Die Eidgenössische Stipendienkommission für ausländische Studierende vermittelt jährlich 15 bis 20 Stipendien für Nachdiplomstudien an Studenten des Westbalkans. Um den universitären Austausch mit dieser Region zu vertiefen, verleiht

die DEZA ihrerseits weitere 20 Stipendien pro Jahr. Damit ermöglicht sie bis 2014 rund 80 zusätzlichen Studentinnen und Studenten aus Serbien, Bosnien-Herzegowina, Kosovo und Montenegro, neun Monate lang an einer Schweizer Universität zu studieren. Gleichzeitig unterstützt sie auf diesem Weg die quantitative und qualitative Zusammenarbeit zwischen Universitätsinstituten der Schweiz und des Westbalkans.
Laufzeit: Bis 2014
Budget: 1,6 Mio. CHF

Hilfe für syrische Flüchtlinge (szb) Da sich die Lage in Syrien stetig verschlechtert, reagiert die DEZA auf den Strom von syrischen Flüchtlingen. Bereits hat das Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen (UNHCR) über 10 300 syrische Flüchtlinge im Libanon sowie deren 9 000 in Jordanien registriert. Die DEZA unterstützt das UNHCR dabei, die dringendsten Bedürfnisse der Flüchtlinge durch die Abgabe von Decken, Nahrungsmitteln, Hygieneartikel, Kochutensilien sowie medizinischer Versorgung zu decken. Um die lokale Bevölkerung zu entlasten, werden im Libanon und Jordanien zudem Projekte mit besonders rascher Wirkung wie zum Beispiel finanzielle Unterstützung für Gastfamilien realisiert, welche sowohl der lokalen Bevölkerung wie den Flüchtlingen zugute kommen.
Laufzeit: 2011 bis Ende 2012
Budget: 400 000 CHF

Pflanzendoktoren (mqs) Rund 500 Millionen Kleinbauernfamilien in Entwicklungsländern produzieren weltweit Nahrung für fast



2 Milliarden Menschen. Ihre Früchte, ihr Gemüse und Getreide bedeuten für sie Ernährungssicherheit und Einkommen. Bei Ernteaussfällen droht Hunger und Armut. Verluste, die durch Erkrankungen der Pflanzen und Schädlinge verursacht sind, können mit entsprechendem Wissen eingedämmt werden. Die von der DEZA unterstützte Initiative Plantwise engagiert sich weltweit in 40 Ländern für die Schulung von einheimischen Bauern und Bäuerinnen in der Diagnostizierung von erkrankten Pflanzen. In lokalen «Pflanzenkliniken» können sich Betroffene Rat zur Behandlung holen. Ihre Probleme, angewandten Behandlungsmethoden und Erkenntnisse werden über das internationale Zentrum für angewandte Biowissenschaft (CABI) in eine globale Datenbank eingespeist, die den globalen Wissensaustausch fördert.
Laufzeit: 2012 bis 2014
Budget: 3 Mio. CHF

Humanitäre Hilfe ist keine Feuerwehr

Menschen in Not muss geholfen werden. Dafür engagiert sich Manuel Bessler seit Jahrzehnten: zuerst als Rechtsanwalt, später beim IKRK und im Auftrag der UNO. Seit Oktober 2011 leitet er nach langjährigem Engagement im Ausland nun den Direktionsbereich Humanitäre Hilfe bei der DEZA. Im Gespräch mit Gabriela Neuhaus berichtet er über die ersten Monate im neuen Amt und die Schwerpunkte, die er künftig setzen will.



DEZA

In Somalia – hier ein Flüchtlingslager in Mogadishu – leiden Millionen von Menschen unter dem Bürgerkrieg, Dürren und Überschwemmungen

«Eine Welt»: Was verbindet und was unterscheidet ihre aktuelle Tätigkeit von früheren Engagements?

Manuel Bessler: Gleich geblieben ist der humanitäre Auftrag, der für mich nach wie vor im Zentrum steht und auch die Raison d'être der humanitären Hilfe der Schweiz ist. Ich wollte weiterhin in diesem Bereich tätig sein: Zehn Jahre arbeitete ich für das IKRK – jedoch immer im Feld. Danach war ich über zehn Jahre für die UNO im Einsatz. Nun kann ich die humanitäre Hilfe als Vertreter eines Geberlandes mitgestalten und –finanzieren. Das ist neu für mich. Das Spezielle der humanitären Hilfe des Bundes ist, dass sie nicht nur Aktivitäten und Programme finanziert, sondern auch eigene Aktionen durchführt.

Wie beurteilen Sie die Arbeit der Schweizerischen Humanitären Hilfe und des SKH

aufgrund ihrer langjährigen internationalen Erfahrungen?

Ich habe die Schweiz als humanitäre Akteurin und Geberland im Feld kennengelernt. Sie zeigte sich stets verlässlich und glaubwürdig, reagierte schnell und flexibel. In Notlagen war die Schweiz immer sehr kooperativ und oft für eine Unterstützung zu gewinnen. Aber auch bei anderen Regierungsorganisationen geniesst die Schweiz dank ihres aktiven Engagements und ihrer langjährigen humanitären Tradition und Erfahrung einen guten Ruf: Die humanitäre Hilfe des Bundes ist bekannt und wird geschätzt.

Obschon der humanitäre Markt heute enorm ist, und die Schweiz im internationalen Kontext eine kleine Akteurin?

Heutzutage ist die humanitäre Arbeit ein Business, bei dem es auch um viel Geld geht und an dem



Anna Zingg/DEZA

Botschafter **Manuel Bessler**, seit Oktober 2011 Vize-Direktor der DEZA, Delegierter für Humanitäre Hilfe und Chef des SKH, studierte an der Universität Zürich und der Harvard Law School. Anschliessend arbeitete er als Rechtsanwalt in Zürich, bevor er ab 1991 für das IKRK u.a. im Nahen Osten sowie in Haiti, Tschetschenien und im Irak im Einsatz war. Von 2000 bis 2011 arbeitete Manuel Bessler für die UNO im Koordinationsbüro für humanitäre Angelegenheiten OCHA – zuerst in der Abteilung für humanitäre Politik in New York, danach als Leiter des OCHA-Büros in Jerusalem. Ab April 2009 bis zu seinem Stellenantritt bei der DEZA leitete er schliesslich das OCHA-Büro in Pakistan.

www.deza.dmin.ch
(Suche: Aktivitäten, Humanitäre Hilfe)



DEZA

Im dürregeplagten Norden Kenias müssen bis zu drei Millionen Menschen mit humanitärer Hilfe versorgt werden

Weltweiter Einsatz

Die Humanitäre Hilfe des Bundes engagiert sich weltweit, wo Menschen in Not sind. Ihr steht dafür ein jährliches Budget von rund 300 Millionen Franken zur Verfügung. Geht es nach dem Bundesrat, dürfte dieses Engagement in den nächsten Jahren weiter ausgebaut werden. Dies als Antwort auf die wachsenden Bedürfnisse, und weil die humanitäre Hilfe heute über die akute Nothilfe hinaus insbesondere auch auf Rehabilitation und Katastrophenprävention fokussiert. Dank dem Milizsystem des Schweizerischen Korps für Humanitäre Hilfe SKH, verfügt die Humanitäre Hilfe über einen Pool von ausgewiesenen Fachleuten, die weltweit im Einsatz sind. So waren etwa im Februar 2012 insgesamt 112 Korpsmitglieder in 33 Ländern im Einsatz – sei es im Auftrag des Welt-ernährungsprogramms an der Elfenbeinküste, für DEZA-Wasserprojekte im Südsudan oder Haiti oder als Koordinator im Bereich der Katastrophenprävention in Bangladesch.

sich immer mehr langjährige, aber auch neue Akteure beteiligen. Oft haben sie nicht die richtige Ausbildung oder nur unzureichende Ausrüstung – das hat man gerade nach grossen Katastrophen wie dem Erdbeben in Haiti oder dem Hochwasser in Pakistan gesehen. Wir müssen verhindern, dass Krisen- und Katastrophengebiete zu Tummelfeldern werden. Die Schweiz engagiert sich seit über 40 Jahren in der humanitären Hilfe. Wir haben verlässliche und gute Partnerschaften – vorab mit dem IKRK, den UN-Organisationen sowie den Schweizer Hilfswerken. Dieses breite Netzwerk sichert uns die nötigen Kontakte und Einfluss in der humanitären Gemeinschaft.

Sie haben seit Ihrem Amtsantritt verschiedene Projekte vor Ort besucht – was waren ihre wichtigsten Eindrücke?

Humanitäre Hilfe findet im Feld statt. Deshalb ist es mir wichtig, unsere Leute bei ihrer Arbeit in zum Teil schwierigen Kontexten zu unterstützen. Das Feld kann ohne Zentrale nicht existieren – und ohne Feld ist die Zentrale nutzlos. Mein erster Besuch führte mich nach Sri Lanka, wo die Schweiz ein mittel- und langfristiges Programm umsetzt. Glücklicherweise hat sich dort die humanitäre Situation verbessert. Trotzdem bestehen nach wie vor grosse Bedürfnisse. Wir unterstützen etwa Kon-

fliktopfer beim Wiederaufbau: Sie erhalten eine gewisse Summe, können ihre Häuser selber planen und müssen einen Kostenbeitrag übernehmen. Die zweite Mission ging in den Südsudan: ein junges Land, das vor enormen Herausforderungen steht. Unser Büro in Juba arbeitet mit UN-Organisationen, verfolgt aber auch eigene Projekte. Nach wie vor kommen ehemalige Kriegsflüchtlinge nach drei Wochen Zugfahrt halb verhungert und verdurstet aus dem Norden zurück. Zuerst brauchen sie Überlebenshilfe, später Unterstützung für einen Neuanfang. Hier haben wir uns auf Wasserversorgung spezialisiert, doch benötigen sie auch Saatgut und Werkzeug, um möglichst bald wieder selbstständig zu werden. Im Januar 2012 reiste ich dann nach Mogadischu in Somalia, um zu sehen, wie und wo die Schweiz in dieser schwierigen Situation Hilfe leisten kann – direkt oder über Partnerorganisationen. Anschliessend besuchte ich den Norden Kenias, wo wir gemeinsam mit Vétérinaires Sans Frontières Rinderhirten unterstützen, die wegen Dürre auf Kamelzucht umstellen.

Künftig soll sich die DEZA vermehrt in fragilen Staaten engagieren. Wird die humanitäre Hilfe dadurch zusätzlich gefordert?

Wir arbeiten jetzt schon vorwiegend in fragilen oder instabilen Kontexten – aber nicht nur, wie etwa unser Einsatz nach dem Tsunami in Japan gezeigt hat. Ausschlaggebend sind die Bedürfnisse: Wir sind dort tätig, wo Menschen durch Krisen, Konflikte oder Katastrophen in Not sind.

Oft wird die humanitäre Hilfe in fragilen Ländern aktiv, weil dort Entwicklungszusammenarbeit mangels «guter Regierungsführung» politisch nicht gerechtfertigt werden kann.

Die Bedürfnisse vor Ort müssen der treibende Faktor für die humanitäre Arbeit sein. Wichtig ist, dass humanitäre Hilfe und Entwicklungshilfe Hand in Hand gehen. Bei der DEZA haben wir den grossen Vorteil, dass beides unter einem Dach ist: Die humanitäre Hilfe ist oft die Vorreiterin für längerfristige Programme. Damit ist sie zwar genauso schnell wie die Feuerwehr, hat jedoch den Vorteil, dass sie nachhaltiger arbeitet, indem sie nach der Nothilfe den Wiederaufbau in die Wege leitet.

Die erwähnten Projekte in Sri Lanka oder Kenia sind keine Nothilfe im klassischen Sinn. Geht der Trend weg von der Soforthilfe, hin zu längerfristigem Engagement?

Humanitäre Hilfe muss nachhaltig sein. In vielen Konfliktregionen leben Menschen seit Jahrzehnten in Flüchtlingslagern, wo sie von der täglichen



Im Südsudan hat sich die humanitäre Hilfe der Schweiz auf Wasserversorgung spezialisiert

Aushändigung von Nahrungsmitteln und Trinkwasser abhängig sind. Das ist heikel, denn die Betroffenen sollen ja möglichst schnell wieder auf eigenen Beinen stehen. Aus diesem Grund tendieren wir zu mittel- und längerfristiger Hilfe, die den Menschen die Rückkehr zur Selbstständigkeit er-

«Humanitäre Hilfe soll auch an die Eigenverantwortung der Leute appellieren und ihre Eigeninitiative fördern.»

möglicht und ihnen ihre Würde zurückgibt. Humanitäre Hilfe ist mehr als nur Nothilfe. Sie soll auch an die Eigenverantwortung der Leute appellieren und ihre Eigeninitiative fördern. Daher ist es wichtig, dass längerfristige Unterstützung, wie das Kamelprojekt in Kenia oder das Hausprojekt in Sri Lanka, mit Eigeninitiative verknüpft ist.

Setzt die humanitäre Hilfe der DEZA also künftig eher auf Nachhaltigkeit als auf So-

forthilfe-Einsätze?

Wir brauchen eine schnelle und effiziente Nothilfe, die 24 bis 48 Stunden nach einer Katastrophe mit Experten und Ausrüstung vor Ort ist. Wir werden daran gemessen, wie schnell und adäquat wir in einer Notsituation reagieren und unterstützen können. Ergänzend dazu benötigen wir aber ein gleichwertiges mittel- und langfristiges Engagement zum Aufbau von Kapazitäten vor Ort, die aus dem Chaos neue Lebensgrundlagen schaffen.

Werden Sie in Ihrer Arbeit neue Schwerpunkte setzen?

Ich sehe die humanitäre Hilfe der Schweiz auf zwei Pfeilern: Der multilaterale Pfeiler beinhaltet die Vernetzung mit internationalen Akteuren, anderen Geberländern sowie regionalen und internationalen Organisationen. Daneben steht gleichwertig der bilaterale Pfeiler, der sicherstellt, dass die Schweiz mit direkten Aktionen im Feld selber aktiv ist. Künftig möchte ich mich gemeinsam mit meinem Team noch stärker für multilaterale Belange einsetzen. Meine langjährige Erfahrung hat mir gezeigt, dass bei der Koordination von humanitärer Hilfe weiterhin grosser Handlungsbedarf besteht. Wenn die Geberländer einmütig darauf pochen, dass Themen wie Sicherheit, Zugang zu humanitärer Hilfe und Bedürftigen, wie auch Nachhaltigkeit von den humanitären Organisationen in Zukunft gemeinsam angegangen werden, können wir viel erreichen. ■

Mit Betroffenen reden

«Sicherheit schafft man nicht nur mit hohen Mauern und Stacheldraht. Sicherheit bedeutet vor allem, Akzeptanz schaffen, was wiederum bedeutet, dass man mit den Menschen kommunizieren muss. Auch wenn man ihre Sprache nicht spricht, sollte man erklären können, wer man ist, welches Mandat und welche Motivation man hat. Man muss mit den Betroffenen reden, mit den Autoritäten vor Ort, auch mit Guerillatruppen und Leuten, mit denen man sich nicht identifizieren kann. Es gibt den Spruch: Wenn nötig, verhandle ich mit dem Teufel, wenn mir dies Zugang verschafft zu Menschen, die Hilfe brauchen.»

Manuel Bessler zum Thema Sicherheit in der humanitären Hilfe

Holz als Spielball von Macht und Korruption

Vor fast dreissig Jahren wurden Nepals Waldflächen durch massive Abholzung drastisch reduziert. Schmuggler von Nutzhölzern genossen politische Rückendeckung, denn die eingefahrenen Profiteure waren der damaligen Regierung eine willkommene Einkommensquelle. Dies änderte sich erst mit einem Modell, das auf die Beteiligung der Lokalbevölkerung setzte: Bereits nach wenigen Jahren war dank dem Waldschutzprogramm der Gemeinden die gerodete Waldfläche wieder aufgeforstet.

Lokale Waldnutzergruppen wachten als mächtige lokale Körperschaften nicht nur über den Schutz des Waldes, sondern auch über die nachhaltige Nutzung und die gerechte Verteilung der Ressourcen an die Dorfbewohner. In den Dörfern des ganzen Landes bauten diese Interessengemeinschaften Schulen, Krankenhäuser und Strassen, die als Beispiel und Modell für Mobilisierung und Ermächtigung der Basis dienten. Doch die anhaltende politische Unsicherheit forderte ihren Tribut. Politische Veränderungen im Land gingen nämlich schon immer auf Kosten der Wälder. So schlimm wie heute war es jedoch noch nie.

Riesige, über Jahre sorgfältig gepflegte Waldflächen, werden praktisch vor den Augen der Behörden abgeholzt. Insbesondere in Terai, einem flachen Landstrich an der Grenze zu Indien, wo ein florierender Markt für geschmuggeltes Holz besteht. Im letzten Jahr berichteten die Zeitungen über die Beteiligung des damaligen Wald- und Forstministers und einer Gruppe von altgedienten Beamten am lukrativen Holzhandel. Weniger dramatisch ist die Zerstörung in den Hügeln. Dort behindern fehlende Strassen die Holzfäller und das System der Gemeindekontrolle über die Wälder trägt erste Früchte.

Nachdem Nachrichten verbreitet wurden, wonach Mitglieder von Nutzergemeinschaften mit Holzfällern und Behörden in Teilhaberschaften zusammenarbeiteten, sorgte man sich um die Zukunft dieser Projekte. Wenig förderlich war auch die Spaltung der Vereinigung nepalesischer Waldnutzergruppen, aus der zwei politische Fraktionen hervorgingen. Habgier, Korruption und Bürokratie bedrohen die Errungenschaften der Gemeinschaften. Der Kahlschlag hat alarmierende Ausmass erreicht.

Experten betonen, man habe seit Panchayat – eine dezentrale Regierungsform – nie mehr eine solche Zerstörung von Bäumen und natürlichen Ressourcen erlebt. Mehr als 30 000 Hektar Wald wurden allein letztes Jahr zerstört.

Holzwilderer profitieren vom schwachen Staat und schleusen sich in die Nutzergemeinschaften ein; sie schmieren die zuständigen Forstbeamten, damit mehr Bäume als bewilligt gefällt werden. Die hohen Gewinne sollten eigentlich in die lokale Entwicklung investiert werden. Die Bedürftigsten spüren aber meist nichts davon. Die Regierung, die sich für den Schutz der Wälder hätte einsetzen sollen, stellt sich gegenüber der allgegenwärtigen Korruption auf beiden Augen blind. Zwar zeigte die staatliche Antikorruptionsbehörde 14 leitende Forstbeamte wegen Beteiligung am Handel mit Nutzhölzern an, doch alle kamen sie ungeschoren davon.

Der zersplitterte Staat und das schwache Rechtssystem müssen gestärkt werden, um sie vor raffineren Bürokraten zu schützen. Nach der Beteiligung von Nutzergruppen an Holzschlag-

aktionen wurden in letzter Zeit auch Fragen zur Wirksamkeit des Gemeinschaftsmodells laut. Die Korruption innerhalb dieser Kreise ist bekannt und muss bekämpft werden. Tatsache ist aber, dass 75 Prozent der Wälder in Nepal noch immer der Regierung gehören. Das Problem liegt nicht am Modell, sondern an der Unfähigkeit der Regierung, Schutz zu bieten.

Dennoch: Trotz aller Schwächen bleibt dieses Modell eine der Erfolgsgeschichten Nepals. Die Regierung sollte sich dafür einsetzen, damit es nicht der Ineffizienz und der Gesetzlosigkeit des Staates zum Opfer fällt und durch politische Machenschaften zerstört wird. ■

(Aus dem Englischen)



Rubeena Mahato ist Korrespondentin und Kolumnistin der «Nepali Times», der grössten englischsprachigen Wochenzeitung Nepals mit Fachinformationen, Nachrichten und Kommentaren zu Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Rubeena Mahato schreibt über Entwicklung, Politik, Energie sowie IT-Themen. Sie glaubt an einen lösungsorientierten Journalismus und berichtet regelmässig über basisorientierte, gemeinschaftlich verankerte Entwicklungsansätze. Sie interessiert sich stark für Gouvernanz sowie öffentliche Politik. Auf der Suche nach Geschichten über Hoffnung und Wiederaufbau nach einem langen Jahrzehnt des Krieges, ist sie kreuz und quer durch ihr Land gereist.



Rubeena Mahato

Hip-Hop und Graffitis statt Bomben

In Israel, Gaza und dem Westjordanland blüht, über alle Grenzmauern hinweg, eine eigenständige palästinensische Hip-Hop-Szene. Die Musiker zielen mit ihren Rhythmen und Rap-Texten über Freiheit, Gerechtigkeit oder Gewalt nicht nur gegen die übermächtigen israelischen Besatzer, sondern auch gegen traditionalistische Rückständigkeit in der eigenen Gesellschaft. Von Gabriela Neuhaus.



Gabriela Neuhaus

Der Palästinenser Rajeh Danah traf am Konzert in Zürich zum ersten Mal Kollegen aus Israel und Gaza

Ein nass-kalter Abend in Zürich. Auf dem Programm stehen fünf Hip-Hop-Gruppen aus Palästina. Einer nach dem andern treffen die Musiker in der Roten Fabrik ein. Es ist der letzte Abend einer einwöchigen Schweizer Tournee. Zwar hielt sich der Aufmarsch des Publikums, wie jetzt auch in Zürich, in Grenzen. Trotzdem äussern sich alle beteiligten Künstler begeistert über die gemeinsame Woche. «Ich bin zum ersten Mal im Westen», sagt Talha Al-Alil, Psychologiestudent und Rapper aus dem Westjordanland.

«Gleichzeitig war es meine erste persönliche Begegnung mit Kollegen aus Israel und Gaza.»

Weltweite Bewegung

Für den 21-jährigen Wirtschaftsstudenten Rajeh Dana war «das Beste an dieser Tour, dass wir mit anderen palästinensischen Gruppen auftreten konnten». Zuhause bleibt ihnen dies verwehrt. Wegen der israelischen Blockaden müssen die palästinensischen Musiker aus Israel, dem Westjordanland und Gaza – obschon maximal vier Autostunden voneinander ent-

fernt – vier Flugstunden auf sich nehmen, wenn sie sich austauschen und gemeinsam auftreten wollen... Besonders schwierig ist es für palästinensische Künstler aus Israel mit israelischem Pass. Ihnen bleibt der Zugang zum gesamten arabischen Raum versperrt. Gerade für Hip-Hop, wo der Text eine zentrale Rolle spielt, ist dies ein grosses Handicap. Auftritte vor einem westlichen Publikum, das kein Arabisch versteht, seien aber trotzdem sinn- und wertvoll, sagt Ady Krayem von der Gruppe We7 aus Nazareth: «Mit

unserer Musik vermitteln wir den Menschen, dass Palästinenser nicht bloss Bombenwerfer sind.» Fadi Bakheet vom Darg-Team aus Gaza sagt gar: «Mit Hip-Hop können wir unsere Botschaft verbreiten und zeigen, dass wir Teil einer weltweiten Kulturbewegung sind. Rap ist für uns die Fortsetzung der Intifada mit Graffitis und Musik, anstelle von Gewalt.» Viele Songs an diesem Abend erzählen von Unterdrückung, Gewalt und Diskriminierung. Damit sind die Palästinenser daheim Tag für Tag konfrontiert. Ebenso



Talha Al-Alil vermischt mit seiner Band Dar Qandeel Rap mit folkloristischen Elementen

packend texten sie aber auch über Liebe und Sehnsucht. «Weil wir ganz normale Menschen mit normalen Gefühlen sind», sagt Adi Krayem. Als solche wahrgenommen zu werden, ist ihm und seinen Kollegen Alaa Bishara und Anan Qssem von We7 wichtig. Obschon die Trennungsmauer nicht einmal vor der Liebe haltmacht. Davon handelt etwa der Song «Früher oder später», den die drei Palästinenser zusammen mit Schweizer Musikern im Sommer 2010 eingespielt haben. Ein anderer Text handelt von den Schikanen am Flughafen in Tel Aviv: Mit Schalk, Ironie und kämpferischen Tönen erzählen sie von Diskriminierungen ohne Ende und bringen so ihre frustrierenden Alltagserlebnisse auf die Bühne. Ein Ventil, zu dem viele Jugendliche in ganz Palästina greifen. Mit Hip-Hop, der seine Wurzeln in den USA hat, stossen die Musiker in der eigenen Gesellschaft aber oft auf Unverständnis und Ablehnung. Das Darg-Team zum Beispiel, das 2009 den ersten palästinensischen Hip-Hop-Wettbewerb HipHopKom per Videoeinspielung gewonnen hat, weil die

Musiker den Gaza-Streifen nicht verlassen durften, fanden damals auch zuhause keine Auftrittsmöglichkeit: «Die Menschen in Gaza sind sehr konservativ und akzeptieren westliche Kultur nicht einfach so», sagt Fadi Bakheet. Erst allmählich wachse das Verständnis dafür, dass Rap eine politische Bewegung der Unterdrückten sei und somit die Situation der Menschen in Gaza auf eine neue, sehr moderne Art repräsentiere. Rajeh Dana, Texter und Sänger der Gruppe Black Revolution aus Hebron, erzählt von ähnlichen Erfahrungen: «Die Alten sagen, dass wir mit dieser Art von Musik die palästinensische Kultur unterterminieren.»

Durstig nach Kultur

Talha Al-Alil aus Tulkram im Westjordanland dichtete Verse und trug sie vor, längst bevor ihm jemand sagte, das sei ja Rap. Heute spielt er in verschiedenen Formationen und lässt auch gerne traditionelle palästinensische Töne erklingen. Mit seinen Liedern engagiert er sich für gesellschaftliche Werte, Menschenrechte und den Schutz von Kindern. Sein grösstes Anliegen

ist es, auch unter den schwierigen Bedingungen im Westjordanland, Kultur zu vermitteln: «Die Menschen dürsten richtiggehend danach, trotz oder gerade wegen ihrer prekären Lebenssituation. Wir brauchen die Kultur, um unsere Gefühle auszudrücken.» Durch die Zusammenarbeit mit den Rappern aus Nazareth gehe ihm die Situation im Nahen Osten heute viel näher, sagt der Schweizer Musiker und Produzent Christian Müller. Anfänglich sei es ihm vor allem um ein neues Musikprojekt gegangen. Mit den drei Rappern von We7 aus Nazareth und Jazzmusikern aus der Schweiz formierte Müller die Gruppe Kayaan, die im Sommer 2010 eine CD einspielte und nun in der gleichen Formation die Tournee bestritten hat. Aus der Zusammenarbeit zwischen den Musikern haben sich so auch Freundschaften entwickelt. «Wir können voneinander lernen», sagt Fadi vom Darg-Team. «Ihr in der Schweiz zeigt uns, wie man das Leben besser wertschätzt – und wir lehren euch, dass man viel zum eigenen Schicksal beitragen kann.» ■

Kulturprogramm Palästina

Seit Beginn ihres Kultur-Engagements in den besetzten Gebieten Palästinas, hat die DEZA über 200 Projekte aus verschiedenen Sparten wie Theater, Tanz oder Musik unterstützt. Wichtige Anliegen sind auch die Förderung kultureller Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen sowie der Kulturaustausch zwischen der Schweiz und Palästina. Dazu gehörte u.a. die Unterstützung der Veranstaltungsreihe «Palästina – Kulturaspekte» im Herbst 2011 in Zürich. 2012 sind nebst Workshops für Filmoperateure oder Kulturjournalisten in Palästina verschiedene direkte Begegnungen zwischen schweizerischen und palästinensischen Kulturschaffenden geplant. Zur Diskussion steht zudem die Einrichtung eines palästinensischen Kinderfilmclubs nach dem Vorbild der Schweizer Zauberalterne. www.swiss-cooperation.admin.ch/gazaandwestbank

Palästinensischer Hip-Hop

Gaza meets Geneva – Rap-Kooperationsprojekt www.gazameetsgeneva.com

We7 – Rapper-Trio mit Tonstudio in Nazareth www.we7ug.com

Kayaan – schweizerisch-palästinensisches Jazz-Rap-Projekt www.kayaan.net

«Hip Hop Palestine 2011» – Schweizer Tournee-Programm und Band-Porträts www.rotfabrik.ch/de/konzept/eventdetail.php?id=12672

Service

Filme/DVD



Im Dorf auf dem Balkan

Welches sind die Spuren, die wir im Schnee von gestern hinterlassen? Für die Bosnierin Aida Bégic, die den Balkankrieg als Jugendliche erlebte, war und blieb das eine zentrale Frage. Denn zu den Übeln der Geschichte gehört es auch, dass sie oft genug keine sichtbaren Spuren hinterlässt. Jedenfalls würde man dem kleinen bosnischen Flecken in ihrem Erstlingsspielfilm «Snow» (Schnee) auf den ersten Blick nicht ansehen, was die Menschen da während den Kriegsjahren durchlebt haben. Jetzt sind sie da und leben ein Leben, dem sie erst wieder so etwas wie Sinn abgewinnen müssen. Aida Bégic hat einen Film gestaltet, der das Unsichtbare erkennbar macht. Vordergründig geht es um die Frage, ob die Frauen an dem verlorenen Ort das Geld der Spekulanten annehmen und in die Stadt ziehen sollen, weil sie dort eine bessere Zukunft erwarten können. Aber wollen sie wirklich weg? Und warum?

«Snow» von Aida Bégic, Trigon-Film DVD-Edition, Originalversion: Bosnisch; Untertitel: Deutsch und Französisch; Bestellungen und Informationen: www.trigon-film.org

7 Filme zu aktuellen Fragen

(dg) Die Globalisierung hat zur Folge, dass für Herausforderungen wie etwa Migrationsströme, Klimawandel, Nahrungssicherheit oder die ungerechte Verteilung von Reichtum eine weltweite Zusammenarbeit erforderlich ist. Seit 50 Jahren engagiert sich auch die DEZA bei der Lösung dieser Probleme. Sie hat die Armutsreduktion zum Ziel, hilft bei der Bewältigung von Umweltproblemen und unterstützt die wirtschaftliche und staatliche Eigenständigkeit benachteiligter Länder. Die DVD «Hilfe, Selbsthilfe, Verantwortung» enthält sieben Filme, die verschiedene Entwicklungsprojekte vorstellen und dabei aktuelle Fragestellungen aufgreifen. Sie thematisieren zum

Beispiel, wie Forschung und Weltöffentlichkeit Tropenkrankheiten weitgehend vernachlässigt haben und nur partnerschaftliche und nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit Fortschritte ermöglicht. Oder sie gehen der Frage nach, warum trotz Milliardenhilfe noch immer ein Sechstel der Weltbevölkerung ums tägliche Überleben kämpfen muss. «Hilfe, Selbsthilfe, Verantwortung»; DVD-Video mit 7 Dokumentarfilmen inkl. Begleitmaterial und Arbeitsblätter, ab 12 Jahren; Information und Beratung: Fachstelle «Filme für eine Welt», Tel. 031 398 20 88, www.filmeei-newelt.ch

Lebensvoll brodelnd

(er) Sie dringt in die Ohren und

Musik geht unter die Haut: eine knarrend brüchige und abgründliche Stimme, deren Timbre zugleich an Tom Waits, Paolo Conte und Chavela Vargas erinnert. Der 55-jährige Daniel Melingo lässt so klassische Tanz-Leidenschaft eher in den Hintergrund treten und seine in der argentinischen Gaunersprache Lunfardo erzählten Geschichten aus der zwielichtigen Hinterhof-Halbwelt von Buenos Aires aufleben, lebensvoll brodelnd. Dazu trägt sein eigener, grandioser Musikstil «Proto-Tango» bei, eine mit einem Anklang von extravaganter Modernität zelebrierte Reflexion auf die Tango-Vergangenheit. Unterstützt wird Melingo dabei von famosen Musikern, die u. a. mit Bandoneon, Kontrabass, Bouzouki, Geige und Gitarre melancholisch schluchzende und sehnsuchtsvolle Tonspuren legen und mitunter in jazzige Improvisationen oder Fado-Wehmut abschweifen. Melodische Akzente setzen nicht zuletzt ein groovender Männer- und ein vif fabulierender Volksschulkinderchor.

«Corazón & Hueso» von Daniel Melingo (World Village/Harmonia Mundi-Musicora)

Unerhörte Melodien

(er) Es huldigt der Musik, die den Rhythmus der durch windumbrauste Grassteppen und weite Wüsten galoppierenden, kleinen und zähen Nomadenpferde in sich trägt: Das Ensemble Anda Union besinnt sich auf seine mongolischen Wurzeln. Inspiriert von verlorengehenden Liedern führen zehn junge Männer und Frauen verschiedene Stile und Traditionen auf ihrer Debüt-CD zusammen – eingespielt im Studio in Hothot, der Hauptstadt der zu China gehörenden Inneren Mongolei. Mit zweisaitigen Instrumenten wie der Pferde-



kopfgeige Moorin-Huur und dem Zupfinstrumentes Tobshur, mit der Moadinchur-Flöte sowie Maultrommel und mongolischer Perkussion, werden virtuos faszinierende Klanglandschaften kreiert. Sie wirken sowohl schwebend wie erdig, mal kammermusikalisch fein transparent, dann wieder orchestral kraftvoll. Dazu kommen für westliche Ohren ungewohnte Kehlkopfgesänge: Auf einem Grundton werden gleichzeitig Obertöne zu unerhörten Melodien moduliert – kehlig tief, manchmal nahezu röchelnd und dann wieder gepresst hell. «The Wind Horse» von Anda Union (Hothot Records/online)

Berührend hautnah

(er) Der Titelsong «Kelmti Hourra» (Mein Wort ist frei) ihrer anfangs Jahr veröffentlichten ersten CD gehörte im Frühjahr 2011 zu den Hymnen der tunesischen Revolution. Die 30-jährige Emel Mathlouthi sieht sich denn auch in der Tradition der 60er Protestsong-Bewegung von Dylan oder Baez. Kraftvoll und doch sanft, in Tunesisch-Arabisch und Englisch, skizziert sie mit hellklarer wie auch tiefwarmer Stimme die emotionalen Tiefen und Höhen, die zum

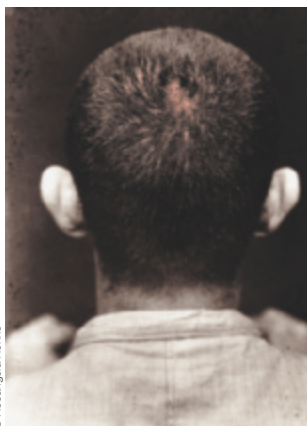


Aufstand der Jugend führten: Spürbar sind Angst, Verzweiflung, Wut, Glut, Kampf und Hoffnung. Musikalisch unterlegt werden ihre engagiert vorgetragenen Lyrics mit einem hörens-wert dichten, dahingleitenden und bisweilen fiebrigen Mix von Streich- und anderen Saiteninstrumenten, Perkussion und Beats, Megaphon-Stimmen sowie Strassengeräuschen und weiteren elektronischen Samples – Klänge und Rhythmen des Maghrebs vermählen sich mit Pop und Rock. Mit diesem Sound von heute, der den Aufbruch des arabischen Frühlings symbolisiert, schafft die Singer/Songwriterin Mathlouthi eine berührend hautnahe Stimmung.

«*Kelmti Horra*» von Emel Mathlouthi (*World Village / Harmonia Mundi-Musicora*)

Lieber Verlierer als Gewinner

(bf) Die Brasilianerin Rosângela Rennó arbeitet wesentlich mit Fotografien, obwohl sie ihre Sujets nur selten selbst fotografiert. So stiess sie beispielsweise bei ihren Recherchen im Carandiru-Gefängnis in São Paulo auf eine umfassende Sammlung von Glasplatten und Negativen aus dem frühen 20. Jahrhundert mit Fotos von Tätowierungen auf den Körpern der Strafgefangenen. Daraus entstand die mehrteilige Arbeit *Cicatriz* (Narbe), bei der sie das



© Rosângela Rennó

Augenmerk auf die privaten Lebensgeschichten der Männer lenkt. Ihr Werk animiert die Betrachter dazu, sich das Leben anderer Menschen vorzustellen – vor allem derjenigen, die weit draussen am Rande der Gesellschaft stehen. Sowieso: Für Rennó sind die «Geschichten der Verlierer» interessanter als «die Geschichte der Sieger». Die 1962 in Belo Horizonte geborene Rosângela Rennó gehört zu den bekanntesten zeitgenössischen Künstlern Brasiliens. Sie lebt und arbeitet in Rio de Janeiro.

«*Rosângela Rennó – Strange Fruits*» vom 9.6. bis 19.8. im Fotomuseum Winterthur

Preisgekrönter Erzähler

(bf) Emmanuel Dongala, 1941 in Zentralafrika geboren und in Kongo-Brazzaville aufgewachsen, legt mit «*Gruppenfoto am Ufer des Flusses*» seinen sechsten Roman vor. Darin erzählt er die Geschichte von zehn Frauen, welche unter der sengenden Sonne Tag für Tag Felsblöcke zu kleinen Schottersteinen zerschlagen, die sie in Säcken an Händler verkaufen. Eines Tages beschliessen die Steinklopferinnen, gerechten Lohn für ihre Arbeit zu verlangen. Aus dem daraus entstehenden Konflikt entwickelt sich ein handfester Arbeitskampf mit politischen Dimensionen. Emmanuel Dongala, der heute in den USA Chemie und Afrikanische Literaturwissenschaft lehrt, erzählt mit leichter Feder, viel Humor und äusserst einnehmend das Leben von Méréana, einer «Du»-Erzählerin, wie sie in der afrikanischen Literatur Tradition hat. Das Buch erhielt den Virilo-Preis für die «feministische Beschreibung des heutigen Afrika, in dem Armut und Gewalt herrschen, das aber voller Hoffnung und Menschlichkeit ist».

Bücher und Broschüren



«*Gruppenfoto am Ufer des Flusses*» von Emmanuel Dongala, Peter Hammer-Verlag 2011

Wege zu mehr Menschlichkeit

(bf) Das Literargymnasium Rämibühl in Zürich realisiert als «Unesco-assoziierte Schule» alljährlich Projekte zu den Anliegen der Unesco. So ist auch das Buch «*Nahrung, Bildung und Gesundheit für alle*» entstanden. Die Publikation mit Texten von Urs Knoblauch sowie Illustrationen der Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums ist nicht nur eine unterhaltsame Einführung in die Schweizer Demokratie, Staatsbürgerkunde, Volkswirtschaft sowie die Entwicklungszusammenarbeit, sie eignet sich auch als Lehrmittel.

«*Nahrung, Bildung und Gesundheit für alle*», Literargymnasium Rämibühl Zürich; erhältlich unter literargymnasium@lgr.ch, www.lgr.ch

Entwicklung in Madagaskar

(bf) Der Schweizer Ethnologe Gion Cabalzar lebt seit über zwanzig Jahren in Madagaskar. Nun hat er ein Buch über 50 Jahre Zusammenarbeit zwischen der Schweiz und Madagaskar geschrieben. Darin zeigt er auf, wie sich die Zusammenarbeit angesichts der politischen und sozialen Veränderungen seit der Unabhängigkeit des südostafrikanischen Staates entwickelt, und zieht Bilanz. Gion Cabalzar stützt sich dabei auf seine um-

fassenden bibliographischen Recherchen und Interviews mit madagassischen und schweizerischen Mitarbeitenden der Entwicklungszusammenarbeit. «*Schweiz – Madagaskar: Die Geschichte einer Zusammenarbeit*» von Gion Cabalzar kann auf der *Länderseite Madagaskar der DEZA-Webseite bestellt oder als PDF heruntergeladen werden*; www.deza.admin.ch/Madagaskar

Das Erbe der Sowjetunion

(gn) Der Journalist und ehemalige Russlandkorrespondent Christian Weisflog entführt seine Leserinnen und Leser auf eine bewegende Reise durch die neuen Staaten der einstigen Sowjetunion. Unterwegs von Kaliningrad nach Kabul stehen für einmal nicht touristische Attraktionen im Mittelpunkt, sondern Menschen. Menschen, die auch zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion um neue Zukunftsperspektiven ringen. Wie zum Beispiel Olga Bondarenko in Minsk, deren Mann als Oppositioneller im Gefängnis sitzt, oder der junge Historiker Aidos Sarym in Almaty, der von einem kasachischen Frühling und Demokratie träumt. Weisflog informiert über Geschichte und aktuelle Situation in den verschiedenen Ländern anhand süffig geschriebener Porträts, die ein düsteres Bild der postsowjetischen Gegenwart vermitteln. Gleichzeitig weckt er aber, wo mutige und entschlossene Kämpferinnen und Kämpfer zu Wort kommen, auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. «*Das explosive Erbe der Sowjets*» von Christian Weisflog, Orell Füssli 2012

Reisen zu den Roma

(bf) Beim Fotografen Alain Keler hat sich zehn Jahre lang alles fast nur um ein Thema ge-



dreht: die Roma. In unzähligen Lagern und Ghettos hat er die ursprünglich aus Südosteuropa stammenden Bevölkerungsgruppen besucht – im Kosovo, in Serbien, in Tschechien und der Slowakei, aber auch in Italien und in Frankreich. Nun hat er seine gesammelten Bilder und Erfahrungen zusammen mit dem Zeichner Emmanuel Guibert sowie dem visuellen Gestalter Frédéric Lemerrier in dem Buch «Reisen zu den Roma» zu einem faszinierenden Mix aus Fotografien, Illustrationen und begleitendem Text verarbeitet. Für Alain Keler vermittelt das Buch «Momente am Rande der Gesellschaft». Bei den Roma, sagt er, sind solche Szenen reichlich vorhanden: «Sie leben im Hier und Jetzt, ohne Schmus, mit einer Intensität, die man kaum anderswo findet.»

«Reisen zu den Roma» von Alain Keler, Emmanuel Guibert und Frédéric Lemerrier, Edition Moderne Zürich, 2012.

Würdige grosse Mütter

(jls) In Afrika hat Aids zwölf Millionen Kinder zu Waisen gemacht. Gut die Hälfte von ihnen lebt bei ihren Grossmüttern. Da viele Länder über kein Altersvorsorgesystem verfügen, sind diese Alten praktisch mittellos und gehen betteln, um ihre Enkel durchzufüttern. Der Schweizer Verein Kwa Wazee vermittelt rund tausend Grossmüttern aus fünf Dörfern im Nordwesten von Tansania eine kleine Monatsrente für den Kauf von Grundnahrungsmitteln. Der deutsche Fotograf Christoph Gödan hat solche speziellen, durch Aids entstandenen Familien sowohl in Tansania als auch in Südafrika besucht. Dabei sind rund dreissig attraktive Porträts entstanden, bei denen nicht die armseligen Lebensbedingungen, sondern vielmehr die Würde der Grossmütter im Vordergrund steht. Begleitet werden die Bilder durch berührende Aussagen. So erzählen die «grossen Mütter» vom Tod ihrer neben der Hütte beerdigten Söhne



Christoph Gödan

oder Töchter, von ihrer Erschöpfung, vom Geldmangel, von der täglichen Angst, ihre Enkel mit leerem Bauch schlafen legen zu müssen – und von der alles beherrschenden Frage: Wer kümmert sich um sie, wenn ich gestorben bin?

«Die grossen Mütter – Leben mit Aids in Afrika» von Christoph Gödan; Mandelbaum Verlag, Wien

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Informationen: Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 44 12; Mail: info@eda.admin.ch

Fernsucht



Daniela Klenzler

Nomade durch und durch

Der Zürcher Sänger und Produzent Dodo Jud macht Musik irgendwo zwischen Reggae, Hip-Hop, Punkrock und Balkanbrass.

Ich kam in Kenia zur Welt und verbrachte meine ersten Lebensjahre in Abidjan an der Elfenbeinküste. Von dort kommen ja auch die beiden grössten afrikanischen Reggae-Stars Alpha Blondy und Tiken Jah Fakoly. Wer sie nicht kennt: Unbedingt Reinhören! Reggae hat mir immer gefallen – ich singe ihn «uf Züritütsch». Ich habe grundsätzlich keine Berührungängste dem Fremden gegenüber. Das habe ich von meinen Eltern mitgekriegt, die sich für das Neue öffneten und nach Afrika gegangen sind. Meine afrikanischen Wurzeln bedeuten mir sehr viel. Mit 20 habe ich sechs Monate in Südafrika gelebt und bin dann von dort monatelang per Autostopp nach Addis Abeba in Äthiopien gereist. Vor zwei Jahren war ich in Indien. Bereits beim Verlassen des Flugzeugs habe ich mich in das Land, seine Gerüche, Geräusche und Kontraste verliebt. Ich liebe das Abenteuer und vor allem das Lernen. Für mich ist Reisen die natürlichste Form des Lernens, weil dabei – das heisst im Unbekannten – die Sinne offener sind als üblich. Ob im Leben oder in der Musik, ich bin ein Nomade.

(Aufgezeichnet von Beat Felber)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Martin Dahinden (verantwortlich)
Catherine Vufray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Marc-André Bünzli,
Beat Felber, Thomas Jenatsch, Sabina Mächler,
Pierre Maurer, Nicole Suhner

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)

Gabriela Neuhaus (gn) Jane-Lise Schneberger (jls) Ernst Rieben (er), Luca Beti (italienische Version)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern

E-Mail: info@deza.admin.ch
Tel. 031 322 44 12
Fax 031 324 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 54200

Umschlag: Verteilung von Wasserkanistern in einem Flüchtlingslager im Südsudan; Torfinn/laif

ISSN 1661-1667

«Die Geber haben erkannt, dass ein fragiles oder konflikträchtiges Umfeld in hohem Mass zur weitverbreiteten Unsicherheit und Armut in diesen Ländern beiträgt.»

Erwin van Veen, Seite 7

«Wenn ich im Khair Khana-Viertel einen Mann frage, ob seine Frau arbeiten gehen darf, wird man mich auf der Stelle verprügeln.»

Abida Azizi, Seite 20

«Rap ist für uns die Fortsetzung der Intifada mit Graffitis und Musik, anstelle von Gewalt.»

Fadi Bakheet, Seite 31
